

18. September 1923

MAX SCHIPPEL · DEUTSCHLANDS ZUKUNFT

SEIT dem Sommer des Jahres 1914 oder doch seit der Auflösung des alten Rußlands hat Deutschland kaum vor einer so wichtigen Entscheidung gestanden wie gegenwärtig angesichts unserer wirtschaftlichen und außenpolitischen Bedrängnis. Das allgemeine Bewußtsein beugt sich auch allmählich dieser beängstigenden Erkenntnis. Die gegenseitigen Parteivorwürfe, in denen der Mißmut aller Kreise sich zunächst noch einmal nach echtdeutschem Brauch Luft machte, sind einstweilen zurückgedrängt. Die Einheitsfront zwischen Unternehmungsleitung und ausführender Arbeit, zwischen Industrie und Landwirtschaft wurde für den Wiederaufbau und die Lösung der Reparationsfrage fast allseitig als erstrebenswert und meist sogar als bitter notwendig verkündet. Die Koalitionspolitik hat alle Zwirnsfäden eines doktrinären Widerstandes im Handumdrehen zersprengt, so daß den berufenen (oder vielmehr meist gar nicht erst einberufenen) parteigenössischen Tretmühleninstanzen gewöhnlich weiter nichts übrig blieb als die vollendete Tatsache mit den üblichen belanglosen Vorbehalten für Gegenwart und Zukunft anzuerkennen. Aber was wird der reale Inhalt dieser Koalitionspolitik sein, auf den selbstverständlich alles ankommt?

Der panische Schrecken, den die jüngsten Papiermarkkatastrophen erzeugten, hat die Schaffung einer durchgreifenden *Wertbeständigkeit* links wie rechts plötzlich zu einer einheitlichen Grundforderung erhoben. Steuern, private und öffentliche Kredite, Gehälter und Löhne, Warenpreise, Leistungsvergütungen streifen wie mit einem jähen Ruck die alte morsche und ausgehöhlte Papiermarkhülle ab. Ohne daß wir irgendwie Gold im Umlauf haben, setzt sich als bevorzugter und einzig anerkannter Wertmaßstab wieder mehr und mehr das Gold durch: die Goldmark oder eine auf dem Gold ruhende ausländische Münzeinheit wie der Dollar, das Pfund Sterling.

Dies alles macht auf den ersten Blick den beruhigenden Eindruck einer möglichen wirklichen Lösung. Aber solange wir die Papiermark als schließliches Zahlungsmittel an den verschiedensten Stellen nicht entbehren können, wird der einen Seite des Wirtschaftslebens, der es glückte wertbeständige Ansprüche in ihre Hände zu bringen, zuletzt immer eine andere Seite gegenüberstehen, die den Fährlichkeiten der Papiermarkschwankungen nach wie vor nicht entzogen ist, und das Endziel bleibt somit, allgemein gesehen, immer die *Marktstabilisierung* selber. Wird sie mit allen heute so rasch auf-

genommenen Verrechnungskünsten und Wertsicherungsbemühungen wenigstens vorbereitet und mittelbar gefördert? Die längst vollzogene und sich stetig fortsetzende Flucht aus der Mark in die Aktie oder in die Devisen war für große Massen bekanntlich gleichfalls nur ein Tasten und Suchen nach halbwegs genügender und erträglicher Sachwert- und Geldwertbeständigkeit. Aber jeder Händewechsel, selbst der nicht vorwiegend spekulative, brachte die Zickzackbewegung der Papiermark von neuem zum Ausdruck: Der Gewinn und die Sicherung des einen Beteiligten spiegelte sich in der im voraus unberechenbaren Mehrzahlung eines andern ab. Der deutsche Staatsbürger kann, um naheliegende Beispiele herauszugreifen, zurzeit eine wertbeständige Anleihe des Reichs zeichnen. Aber entweder zahlt er in Devisen ein, für die er eine sehr variable Summe in Papiermark auszulegen oder zu verrechnen hatte, oder er zahlt in Papiermark, wobei ihm der Dollar (respektive die $4\frac{1}{5}$ Goldmark) »umgerechnet wird zu dem letzten vor dem Zeichnungstage notierten amtlichen Berliner Mittelkurs für Auszahlung New York«. Und das Reich selber löst zu gegebener Zeit Stücke wie Zinsscheine ein »in Mark, wobei der Dollar zu dem Durchschnitt der amtlichen Berliner Notierung des Mittelkurses für Auszahlung New York in der [letztvorangegangenen] Zeit vom 15. Juli bis 14. August einschließlich umgerechnet wird«. Diese Anläufe zur Wertbeständigkeit hinken also stets auf einem Bein, und die Schicksale der Papiermark drücken sich nach wie vor in dem Grad dieses Hinkens aus. An einzelnen bevorzugten oder besonders lebenswichtigen Zentren des deutschen Wirtschaftslebens wird man allerdings zu einer zweiseitigen Deckung gelangen können oder wie bei der Reichsbank (wenigstens im Verkehr mit den Privaten) gelangen müssen; aber die langwierigen Auseinandersetzungen über die in Aussicht genommenen Goldkonten und Goldkredite offenbarten die eminenten Schwierigkeiten eine zu übernehmende Goldschuld jederzeit durch einen entsprechenden Goldeingang auch nur in solchen Ausnahmefällen auszubalanzieren. Im ausschlaggebenden Verkehr mit dem von Schatzpolitische Jongleurkunst vollends sofort. Hier, am entscheidenden Ort, heißt es vorläufig weiter: riesenhaft anschwellende Schatzanweisungen hüben, gleich grauenhaft sich steigernde Notenmenge drüben, und damit verfliegt alle Hoffnung auf die Realisierung oder auch nur Möglichkeit durchgehender Wertbeständigkeit für die heute grundlegenden, alle übrigen beeinflussenden und bestimmenden Wirtschaftsbeziehungen.

MARKSTABILISIERUNG: was ist die Koalition hierfür zu tun bereit und entschlossen? Rückt die Sanierung des Etats in greifbarere Nähe, so daß es gelingen wird die Notenflut einzudämmen? Wird unsere Zahlungsbilanz nach dem Ausland sich so gestalten, daß die halsbrecherische Jagd nach Devisen, das immer wiederkehrende Abwerfen großer Papiermarkmassen demnächst ein Ende finden kann? Wird der Gesundungsprozeß unserer Produktion in Bälde so weit vorgeschritten sein, daß die verschiedenen Wirtschaftsklassen in die früher gewohnten Einkommensverhältnisse, ohne Valutasonderprofite, aber auch ohne schwere Reallohnseinbußen, zurückzukehren vermögen? Ist in allen Schichten der Bevölkerung, vor allem in den kapitalistischen und lohnarbeitenden, der Sinn für den Ernst dieses schicksalsschweren Problems und für die allseits erheischten Opfer der Übergangszeit hinreichend geweckt und erwacht?

Über den unausbleiblichen *Verzicht* auf persönliche Annehmlichkeiten, dem wir alle uns zugunsten der *Staatsleistungen* geraume Zeit werden unterziehen müssen, ist sich die überwältigende Mehrheit der Bevölkerung leider selbst heute noch sehr wenig klar. Der Staat (das Reich und die Menge der Einzelstaaten und kommunalen Gebilde) soll im Innern, über die früheren, mitunter doch nur recht notdürftig erfüllten Aufgaben weit hinaus, noch die schweren Wunden des Krieges heilen, zahllosen Kriegsinvaliden und Kriegsgeschädigten, Witwen und Waisen, Heimatlosen helfen, soll ein durch Raubbau tief heruntergebrachtes Produktions- und Verkehrswesen wieder aufrichten: vom Ruhrkonflikt mit seinen gegenwärtigen Ansprüchen und künftigen Nachwirkungen zu schweigen. Das bedeutet eine gewaltige Ausdehnung des staatlichen Bedarfs auf Kosten des privatwirtschaftlichen Verbrauchs. Das Reich soll jedoch weiter noch den seinerzeit umkämpften Auslandsgebieten in ihrer wirtschaftlichen Wiederaufrichtung beistehen, und wenn es sich auch nicht mehr um die 132 Milliarden Goldmark handelt, die zuerst von den Alliierten als berechtigter Mindestanspruch genannt wurden, so ist doch auf Annahme des Cunoschen Maiangebots von 30 Milliarden gleichfalls keine Aussicht. Aus dem sonst für den persönlichen Konsum und selbst für die produktive Wiederanlage verfügbaren Teil des deutschen Nationaleinkommens wird also unter allen Umständen ein ganz überwältigender Bruchteil für die Staatsfinanzen abzuzweigen sein, und es ist eitel Selbsttäuschung, wenn irgendeine Bevölkerungsschicht ohne grundlegende produktive Mehrleistung irgendwie dieser einschneidenden Blutentziehung und Operation entgehen zu können glaubt. Ist diese Einsicht und Opferbereitschaft, die Voraussetzung jeder ernstlichen Besserung unserer öffentlichen Finanzen und unseres ganzen nationalen und internationalen Staatslebens, bereits zur Genüge entwickelt, in allen oder nur in mitbestimmenden einzelnen Klassen?

Um hier einem peinlichen Eingeständnis mit allen seinen unliebsamen Folgerungen auszuweichen, träumt man lieber von wundertätigen einmaligen außerordentlichen Finanzquellen, von der erstmaligen umfassenden Erschließung ungeheurer bisher *versteckter Reserven*, zu deren Offenbarung es nur des genügend festen und unter Umständen brutalen staatlichen Zugriffs bedürfe. Die tollsten Phantasieen sind hier allmählich ein Zugstück der populären Agitation bei der Arbeiterschaft und vielleicht noch mehr bei dem vollkommen ratlosen untergehenden Mittelstand geworden, und am Ende mag man darin nur das Walten einer Nemesis erblicken. Man hat ein überwucherndes, freilich für jede Zeit dauernder und heftiger Wertumwälzungen charakteristisches Schmarotzer- und Glücksrittertum so lange übernach-sichtig geduldet, hat sich ihm selber genähert und ergeben, bis die besitzenden Klassen so gut wie ausnahmslos in den unaustilgbaren Verdacht versteckter unendlicher Bereicherung und bald stiller bald offener Sabotierung eines gesunden Produktionsaufschwungs und vor allem gesunder Valutaverhältnisse geraten sind. Aber gerade bei der Aufspürung der vermuteten Reserven wird man schwere Enttäuschungen erleben und am Ende zufrieden sein müssen, wenn man die 300 Millionen (Goldmark) Devisen aufbringt, mit denen man eine Zeitlang den Valutamarkt zu beeinflussen und zu regulieren versuchen will: hoffentlich mit größerer Umsicht und mit glücklicherem Ergebnis als zu Beginn des Jahres und des Ruhrkonflikts.

Mit der ausschweifenden Deviseneinbildung wird jedoch noch manches andere Blendwerk dahinsinken, das gleichfalls eine Art unerhörten kapita-

listischen Gedeihens innerhalb des erschreckenden Produktionsverfalls vor-täuschte. Denn tatsächlich waren fast alle vermeintlichen Anzeichen von Blüte und Gesundheit schon lange unserm verwesenden Wirtschaftskörper nur künstlich aufgeschminkt. Was der normale Geschäftsverlauf tatsächlich nicht gewährte, verdeckte ein immer wieder erneuerter schillernder Überwurf von rein valutarischen Preisaufblähungen, die zuletzt wieder in sich gleichmäßig steigenden Produktions- und Betriebsauslagen zerflossen. Die von außen herbeigezogenen Kapitalsvermehrungen, die dem Laien und oberflächlichen Beobachter vielfach wie eine absolute Erhöhung der kapitalistischen Machtposition und Selbstherrlichkeit erschienen, ersetzten zu einem großen Teil nur Kapitalszuflüsse, die sich in normalen Zeiten aus der regelmäßigen Geschäftsabwicklung ohne fremde Beihilfe hätten ergeben müssen; sie waren abnorme Zuschüsse an Stelle normaler Überschußbildungen. Wieder andere Unternehmungen wahrten das Gesicht lediglich durch Verringerung ihrer überkommenen Vorräte oder infolge der Entwertung ihrer in Gold aufgenommenen Obligationen. Sobald ihnen das Gift und Reizmittel der weitem Valutaentwertung entzogen wird (und darauf läuft jede heute angekündigte Wirtschaftsreform in erster Linie hinaus), werden Scharen dieser Unternehmungen sich in ihrer wahren Gestalt, das heißt in ihrer innern Unrentabilität vor aller Augen enthüllen (die rasend rasch zunehmende Kredit- und Wiederbeschaffungsnot gewährt bereits reichlich Stoff zum Nachdenken). Dann wird es aber zugleich mit ihrer anhaltenden Steuerkraft ähnlich stehen wie mit dem vermeintlichen Devisenüberfluß. Wie die Devisendecke in Wirklichkeit stets für Deutschlands unausweichliche Außenzahlungen zu kurz war, so ist die durchschnittliche Steuerkraft des Unternehmertums, wenn nicht das Betriebskapital und damit die Betriebsfortführung selber angegriffen werden soll, zurzeit viel schwächer als man glaubt, und in beiden Fällen gibt es nur einen rettenden Ausweg: die Steigerung der sachlichen Produktion Deutschlands.



DARÜBER jedoch, über den Kern alles Aufwärtsstrebens, spricht man noch immer nicht gern. In erster Linie nicht gern seitens der Linken, obwohl deren an sich meist mit vollstem Recht erhobene koalitionsprogrammatische Forderungen samt und sonders haltlos in der Luft schweben, wenn wir nicht einerseits außenpolitisch zu der Verständigung und Zusammenarbeit mit Frankreich gelangen, wie sie hier ohne Wanken und Schwanken vertreten wurde, und wie sie heute in den Reden Stresemanns und anderer Regierungsmitglieder sich schüchtern ankündigt, und wenn wir nicht andererseits, auf dieser unentbehrlichen außenpolitischen Grundlage fußend, eine radikale Produktionssteigerung erzielen, weit über die bloße Beseitigung unseres tiefen Produktionsverfalls hinaus.

Wir sollen und wollen mit den Reparationsleistungen, in Anerkennung unserer außenpolitischen Schwäche und unserer sittlichen Verpflichtung, vor allem gegenüber Frankreich Ernst machen. Woher könnten wir nach dem oben Dargelegten diese Mehrzahlungen und Mehrschleistungen an das Ausland schöpfen, wenn nicht mittelbar und unmittelbar aus unserer Mehrproduktion und Mehrleistung? Wir sollen früher ungekannte und ungeahnte Riesenbeträge aus dem Gebiet der privaten Produktions- und Verbrauchswirtschaft nach der Sphäre der Staatsfinanzwirtschaft und Staatsbetätigung ablenken. Wenn wir die Kapitalknappheit der Betriebe und die persönliche

Entbehrung der Mittelstands- und Arbeitermassen nicht bis ins Unerträgliche und Ungeheuerliche vermehren wollen, welcher Ausweg stände uns dabei offen als abermals eine entsprechende produktive Mehrschöpfung? Man hofft, um die galoppierende Valutaschwindsucht zum Stillstand zu bringen, die Devisenknappheit durch eine Devisenfülle zu ersetzen. Von der erstmaligen, noch dazu recht skeptisch zu beurteilenden Devisenzwangseintreibung abgesehen, wie will man in dieser Richtung dauernde Erfolge anders erzielen als durch Expansion unserer Ausfuhr und damit erst recht wieder durch Ausweitung unserer Warenerzeugung? Und umgekehrt bleibt die Binsenwahrheit, die man offen nicht zu verkünden wagt, obwohl alle Arbeiterinteressen in ihrer unumwundenen Anerkennung und vorbehaltlosen Beachtung verankert liegen: Ohne Beseitigung des bisherigen Produktionsverfalls und ohne weit darüber hinausreichende Produktionsentfaltung kein Etatsausgleich, keine Erfüllung und Abtragung der wirtschaftlichen und politischen Außenpflichten und Außenlasten, keine Stilllegung der Notenspresse, keine Ausmerzungen der vernichtenden Preis- und Einkommensschwankungen, trotz allem Rechnen und Operieren mit "wertbeständigen" einseitigen oder gegenseitigen Verpflichtungen neben der übermächtig bleibenden Papiermarkwirtschaft.

In der Hand der Arbeitermassen und noch mehr ihrer gegenwärtigen Führer liegt somit ein gut Teil der Zukunft Deutschlands beschlossen. Der lebendige persönliche Faktor des deutschen Produktionsorganismus ist heute in keiner großen wirtschaftlichen und politischen Schicksalsstunde der Nation mehr auszuschalten. Das ist je nachdem eine erhebende oder eine niederschmetternde Tatsache. Verbindet sich diese mitbestimmende Machtstellung, die der Arbeiterklasse wie eine reife Frucht der allgemeinen ökonomischen Entwicklung in den Schoß fiel, mit entsprechendem Tatsachensinn und Verantwortlichkeitsgefühl, die beide nur durch lange Schulung und Selbstzucht zu erringen sind, so ist eine endgültige Wendung zum Bessern und wahrscheinlich die einzige noch mögliche Rettung des mit dem Untergang bedrohten Deutschlands in erreichbare Nähe gerückt. Wissen wir uns nicht über die alten Querelen und traditionellen Bedenklichkeiten des überlieferten sozialen Alltagskleinkriegs hinauszuschwingen, so wird mit dem unaufhaltsamen Wirtschaftszusammenbruch Deutschlands auch die deutsche Arbeiterbewegung nur noch eine Vergangenheit ihr eigen nennen können.

LUDWIG QUESSEL · DIE WAHRHEIT ÜBER DEN RUHRKRIEG

PATHETISCH oder romantisch wird es vielen klingen, wenn man ihnen sagt, daß Deutschland nur durch Wahrheit gerettet werden kann. Wir sind krank, krank an der Lüge. Die Spielarten der Lüge, die unser Dasein vergiftet, sind so zahlreich wie unsere Gebrechen. Mit der Lüge, daß Deutschland, obwohl gegen die ganze Welt kämpfend, militärisch nicht besiegt worden sei, fing das Unheil an. Noch heute, wo die militärischen Sachverständigen im Parlamentarischen Untersuchungsausschuß schon eingestanden haben, daß die kaiserliche Armee sich während des ganzen Weltkriegs am Abgrund der Niederlage bewegte, wissen die meisten Deutschen nicht, daß alle kaiserlichen Heerführer geschlagen worden sind: Moltke an der Marne, Hindenburg an der Weichsel,

Falkenhayn bei Verdun, Ludendorff im Feldzug 1918 von Foch. Die unwahrscheinliche Phrase von unserm "ungeschlagenen Heer", die von der Sozialdemokratie toleriert, ja von Sozialdemokraten zuerst ausgesprochen wurde, hat in logischer Folge die Dolchstoßlegende entstehen lassen, die unser Volk schwächte und die Parteien der Linken in Angst versetzte, so sehr, daß sie den Ruhrkrieg jusqu'au bout mitmachten, weil sie vor neuer Anschuldigung zitterten. Wie der Weltkrieg ist daher für uns auch der große Wirtschaftskrieg, den wir seit 8 Monaten gegen Frankreich und Belgien führen, zu einem System der Lüge geworden, das nicht etwa unsere Gegner sondern uns selbst mit Vernichtung bedroht. Erschreckend groß ist die Zahl der Ruhrkriegslügen. Wir heben aus ihnen nur die Ursprungs-, die Stabilisierungs-, die Finanzierungs- und die außenpolitische Lüge hervor, zu denen sich wohl noch diverse andere über den Abschluß des Ruhrabenteuers gesellen werden.

Mitten hinein in die Stabilisierungs- und Finanzierungslüge des Ruhrkriegs führt uns die Rede, die der Reichswirtschaftsminister von Raumer am 31. August vor dem Wirtschaftspolitischen Ausschuß des Vorläufigen Reichswirtschaftsrats gehalten hat. Sie zeigt jedem, der sehen will, daß Deutschland dem Ruhrkrieg nicht nur seine Währung, die sich schon im Stadium der Repudiation befindet, nicht nur seine Finanzen, die schon vollständig zusammengebrochen sind, sondern schließlich auch das, was es allein leidlich heil aus dem Schiffbruch des Weltkriegs noch hat retten können, zum Opfer gebracht hat: seine Wirtschaft. Die ganzen Verhandlungen vor dem Untersuchungsausschuß über den Marksturz, den man, Ausfuhrückgang und Inflation ignorierend, um ja nicht die Ruhrbegeisterung zu dämpfen, einzig und allein auf Devisenhamsteri zurückführen wollte, entpuppen sich jetzt als parlamentarisches Possenspiel übelster Art, das das Schuldkonto des Kabinetts Cuno insbesondere in puncto politische Moral schwer belastet. Sieht man sich jetzt rückschauend das jammervolle Treiben der letzten Monate an, so begreift man, warum in Deutschland diejenigen, die an der Wahrheit als dem Leitstern politischen Handelns festhalten, gerade ihrer Wahrheitsliebe wegen heimlich als unfähig zur Bekleidung öffentlicher Ämter bezeichnet wurden. Wir erinnern daran, welchen Lärm die Nutznießer der Lüge erhoben, als der sächsische Ministerpräsident Zeigner vor einigen Monaten, die Gefahr, in der Deutschland schwebte, zeitig erkennend, die Beendigung des Ruhrkriegs forderte. Wir scheinen es wirklich in der deutschen Republik glücklich so weit gebracht zu haben, daß allzu viele die Politik geradezu als die Kunst ansehen dem Volk nicht die Wahrheit zu sagen.

Wie wenig das Licht der Wahrheit sich aber durch falsche Angaben oder betrügerisches Verschweigen verhängen läßt, zeigt uns gerade der Ausgang der Ruhraktion. Diejenigen, die sich für diesen Kampf einsetzten, wußten genau, daß er auf Kosten der verarmten und armen Volksschichten geführt werden mußte. Deshalb wurden diese in der Auffassung gehalten, daß der Ruhrkrieg überhaupt nichts kostete. Das finanzpolitische Taschenspielerkunststück den Außenwert der Papiermark unter heimlicher Opferung eines erheblichen Teils des deutschen Gold- und Devisenschatzes zeitweise zu stabilisieren war nur aus dem Grund möglich, weil die deutsche Papierwährung gleich nach dem Ausbruch des Ruhrkriegs ihre Funktion als ausländisches Zahlungsmittel zu dienen fast gänzlich verlor. Auf dem Zusammenbruch des Außenwerts der Mark die Stabilisierungslüge aufbauend suchte man dem Volk den Glauben zu suggerieren, daß der Wirtschaftskrieg gegen

Frankreich und Belgien der Jungbrunnen sei, aus dem die deutsche Mark Jugendkraft schöpfe. Unterdessen sank natürlich der Innenwert der Mark schnell von Stufe zu Stufe, bis endlich die trübe Blase der Hermes-Becker-schen Marktstabilisierung zerplatzte. Ähnlich wie mit der Mark sprang das Kabinett Cuno aber auch mit den Finanzen des Reichs um. Wer von Ruhrkriege-steuern zu sprechen wagte, wurde von den Reichstagsfraktionen als gefährlicher Demagoge und von der Presse als Dolchstößler verschrien. Da der Ruhrkrieg nichts kosten sollte, durften natürlich auch offen keine Steuern für ihn gemacht werden. Nicht einmal eine Rechnungslegung wurde für ihn zugelassen. Auch die Sozialdemokratie erhob keinen Protest dagegen, daß die Kosten des Cunoschen Ruhrabenteuers unentwirrbar vermischt mit allen übrigen Staatsausgaben in Nachtragsetats bewilligt wurden. Da sich inzwischen auch die Kommunisten zu den Ruhrkriegern gesellt hatten, war im Reichstag auch nicht die kleinste Gruppe vorhanden, die in offene Opposition zu der Finanzierungslüge des Ruhrkriegs getreten wäre und eine reinliche Scheidung zwischen ordentlichen und Kriegsausgaben gefordert hätte. So erklärt es sich, daß auch heute noch niemand sagen kann, was das Ruhrabenteuer Deutschland eigentlich schon gekostet hat. Erst als die Inflationssteuer die Massen in den Aufruhr getrieben hatte, erst als das Reich in seinen Grundfesten zu wanken begann, besannen sich diejenigen, die in den Nachtragsetats Inflationssteuern von vielen Billionen Mark bewilligt hatten, daß es ihre Pflicht als Volksvertreter gewesen wäre für die "Abwehraktion eines überfallenen Volks" auch Steuern zu bewilligen, die als solche erkennbar waren, und nicht durch Inflationssteuern die Massen zur Verzweiflung zu treiben, die Währung zu zerrütten und zugleich die Besitzsteuern faktisch zu annullieren. Erdrückende Inflationsbesteuerung auf der einen, Steuerbefreiung auf der andern Seite: das war die Signatur des Ruhrkriegs. Auf die Unwahrheit gegründet, daß alles, was zur Erfüllung getan werden konnte, auch getan worden sei, mußte er fortzeugend immer neue Unwahrheiten gebären.

Der Fluch der Lüge ist, daß sie sich schließlich gegen ihren Urheber wendet. Das hat uns der Ruhrkrieg von neuem bewiesen. Zunächst enthüllte er dem überraschten Ausland, daß das selbe Deutschland, das seit November 1918 ständig geklagt hatte sofort elend sterben zu müssen, wenn es die von Frankreich angeforderte Kohlenmenge liefern müsse, trotzdem immer noch lebte, als es schon viele Monate hindurch von seiner Kohlenbasis gänzlich abgeschnürt war. Es wird jetzt unendliche Mühe kosten die Gläubigerstaaten davon zu überzeugen, daß die Lieferungsfähigkeit Deutschlands für Ruhrkohle wirklich beschränkt ist, nachdem das Kabinett Cuno die ganze Welt mit der Falschmeldung erfüllt hat, daß Deutschland durch die über das Ruhrrevier verhängte Kohlenausfuhrsperrung überhaupt nicht zur Kapitulation gezwungen werden könnte. Wenn jetzt Stresemann in Stuttgart im Gegensatz zu den Erklärungen der Regierung Cuno wahrheitsgemäß erklärte, der Rückgang der deutschen Ausfuhr von 614 Millionen im Mai auf 106 Millionen Goldmark im Juli zeige deutlich, daß Deutschland »ohne Ruhr und Rhein nicht lebensfähig und ohne die Verfügung über diese Gebiete zu irgendwelchen Reparationsleistungen außerstande« sei, so wird damit die Wahrheit wieder in ihre Rechte eingesetzt. Wie die Cunounwahrheit von dem durch keine Ruhrbesetzung besiegbaren Deutschland, so kehrt sich jetzt auch die Hermesunwahrheit, daß der Ruhrkrieg sozusagen kostenlos geführt

werde, gegen Deutschland. Zur Stunde weiß niemand, wie wir aus dem Chaos unserer Finanzen eigentlich herauskommen sollen. Obwohl man durch Inflationssteuern monatelang die Volksmassen ausgesogen hat, steht man jetzt doch vor einem Finanzbedarf, der sich sicherlich nicht unter 10 Milliarden Goldmark bewegt, wenn der Reichshaushalt ins Gleichgewicht gebracht werden soll. Vor 8 Monaten hätte man, auch ohne die Erhebung von Billioneninflationssteuern, alles sehr viel billiger haben können.

Wie die Unwahrheit, daß der Ruhrkrieg keine erkennbaren Sonderausgaben erfordert, auf die Reichsausgaben eingewirkt hat, zeigt die folgende Übersicht über die ersten 8 Monate des Jahres 1923:

Zeitraum	Ausgaben in Millionen Mark	Einnahmen	Einnahmen in % der Ausgaben
1. Januardekade	162 480	46 375	28,5
1. Februardekade	484 540	150 509	31,0
1. Märzdekade	848 311	41 289	4,9
2. Aprildekade	885 328	145 080	16,5
3. Maidekade	1 640 077	283 558	17,2
3. Junidekade	7 817 545	155 885	2,0
3. Julidekade	17 800 000	460 100	2,6
1. Augustdekade	61 191 000	1 791 000	2,9
2. Augustdekade	247 970 000	4 340 000	1,8
3. Augustdekade	866 841 000	6 355 000	0,73

Angesichts dieser Zahlen ist es jetzt ein mehr als grotesker Anblick alle die Herren, die noch vor kurzem als *Jusqu'au bout*-Politiker sich in der Gnadensonne nationalistischer Ruhrkriegsbegeisterung sonnten, heute jammernd vor dem Scherbenhaufen stehen zu sehen, den ihre Politik aufgeschichtet hat. Wie ganz anders tönen heute die Reden als vor wenigen Wochen. »Die Kosten der Ruhraktion« erklärte der neue Reichsfinanzminister Hilferding am 23. August trocken »sind überhaupt derart, daß die Lösung unserer Finanzfrage vor allem eine außenpolitische Frage ist, so daß mit den Mitteln der Besteuerung, auch mit der Anleihe allein hier eine definitive Lösung nicht zu erwarten ist.« 8 Tage später bestätigte der neue Reichswirtschaftsminister von Raumer diese Ansicht mit den Worten: »Die Stilllegung der Notenpresse würde die Balancierung des Etats voraussetzen, und diese ist nicht durchführbar, solange der Ruhrkampf enorme Summen verschlingt.« Wenige Tage darauf führte Stresemann in Stuttgart den deutschen Währungsverfall auf den Zustand zurück, »bei dem das Reich die gesamten Gehälter und Löhne und weitere Unterstützungen an beinahe das ganze Rheinland und Ruhrgebiet aus der Staatskasse ohne die geringste produktive Gegenleistung zahlen muß«. So vorsichtig man in diesen Ministerreden auch von der *Jusqu'au bout*-Politik abrückt, so ist doch unverkennbar, daß man sie lieber heute als morgen preisgeben möchte. Aber die selbstgeschmiedeten Fesseln halten fest. Vernimmt man in der selben Rede Stresemanns die Worte »Wir brauchen die Devisen für . . . die Fortführung des Ruhrkampfes«, so fühlt man, wie groß noch heute die Furcht vor den Durchhaltepolitikern und vor ihrer Dolchstoßlüge ist, und wie gering noch immer die Macht der Wahrheit eingeschätzt wird, die doch ein Schwert trägt, das die Gerechtigkeit ihr geschmiedet hat. Wie schnell die Wahrheit den Ruhrkriegslügen den Garaus machen kann, beweisen die furchtbaren Zahlen, die in den letzten Wochen bekannt geworden sind, und gegen die keine Dolchstoßbehauptung aufzu-

kommen vermag. Die schwebende Schuld ist über eine (romanische) Trillion hinausgewachsen und wächst weiter; sie betrug bereits am 31. August 1196 Billionen Mark. Die Ausgaben des Reichs wurden im August auf 100 Billionen pro Tag veranschlagt, während die Reichseinnahmen, wie die Tabelle oben zeigt, jetzt weniger als $\frac{3}{4}$ % der Ausgaben ausmachen. Mehr als 99 % der durch den Ruhrkrieg riesenhaft angewachsenen Reichsausgaben werden also auch unter dem Kabinett Stresemann noch immer durch Inflation gedeckt, die heute, nachdem das Ausland die deutsche Mark nicht mehr nimmt und infolgedessen an ihr auch nichts mehr verliert, nachdem die Staatsgläubiger ruiniert und die Markbesitzer expropriert sind, gar nichts anderes als eine Form der indirekten Besteuerung geworden ist, und zwar die brutalste und ungerechteste, die die Finanzwissenschaft kennt, und die zugleich den Sparsinn, die Arbeitsfreude und den technischen Fortschritt erschlägt.

Genau so wie auf dem Gebiet der Finanzen haben die Ruhrkriegslügen auch in der auswärtigen Politik nur Scheinsiege erringen können. Wo ist die Empörung über die Ruhrbesetzung, die Europa angeblich durchlohte? Eine Unwahrhaftigkeit war auch die deklamatorische Behauptung des Kabinetts Cuno, daß es in den Ruhrkampf im »Vertrauen auf sein gutes Recht« eingetreten sei. Was die Regierung Cuno in das Ruhrabenteuer trieb, war etwas ganz anderes. Ihr Programm war die Lösung der Reparationsfrage, wie sie die Helfferich und Genossen behandelt sehen wollten; sie gipfelte in dem Satz: Nichts bezahlen! Ihre Taktik charakterisiert der Ausruf »Laßt sie nur kommen!«, ihren Geisteszustand die Phrase, daß die Besetzung der Ruhr »das Schlimmste noch nicht« sei. Wieweit die kommunistische Behauptung, daß die ganze Ruhrkriegsstrategie in der Villa Helfferich festgelegt worden sei, zutrifft, ist nicht festzustellen. Jedenfalls tat man das, wozu Lord d'Abernon riet. Daher die Drohung Hergts im Reichstag: Wir müssen England zwingen uns zu helfen. Diese Drohung durch Enthüllungen über die Rolle, die Lord d'Abernon in der Tragödie des Ruhrkriegs spielte, wahr zu machen fehlte aber den Herren doch der Mut. Einen Erfolg hätte eine solche Aktion überdies ja auch nicht haben können. England hilft uns eben nicht, weder freiwillig noch durch Zwang. Nicht im Vertrauen auf das eigene gute Recht sondern im Vertrauen auf die Hilfe Englands proklamierte man die passive Resistenz. Das ist die Wahrheit über den Ruhrkrieg. Während man von dem Alleinstehen Deutschlands deklamierte, blickte man hoffnungsvoll zur Diplomatenloge empor, wo der britische Botschafter saß. Der Temps hat recht: Lord d'Abernon war Deutschlands heimlicher Reichskanzler in der Ära Cuno. Auf ihn richteten sich alle Hoffnungen der Rechten, von ihm erwartete man den Sieg, mit Hilfe Englands wollte eine angeblich nationale Staatskunst Frankreich um die Wiedergutmachung bringen. Leider war die Zahl derjenigen, die sich dieser Politik mehr oder weniger gläubig anvertrauten, in allen Parteien recht groß. Auch heute weiß man noch nicht recht, ob man nicht doch auf das englische Pferd setzen soll. Die Art, wie im Wolffschen Bureau weiter Politik gemacht wird, berechtigt zu ernstest Befürchtungen. Was für ein deutsches Interesse liegt vor das »Leiden« Englands (die Arbeitslosigkeit) in eine Linie zu rücken mit der Zerstörung Nordfrankreichs? Der Hinweis Poincarés auf 1871 ist nicht ohne Berechtigung. Zunächst war 1871 die Kaufkraft von 5 Milliarden Francs sicher so hoch wie heute die von 20 Milliarden. Die Wiedergutmachungssumme (26 Milliarden Goldmark), die Frankreich von uns verlangt, entfernt

sich in ihrer Kaufkraft nicht so weit von der deutschen Kriegsentschädigung von 1871 wie vielfach angenommen wird. Dabei handelte es sich 1871 um eine richtige Bezahlung der deutschen Kriegsausgaben, nicht um die Erstattung der Aufbauposten zerstörter Gebiete; in Deutschland war ja nichts zerstört worden. Das, was Deutschland 1871 mit 5 Milliarden Francs reichlich ersetzt bekam, muß Frankreich selbst tragen. Dieser Sachverhalt erklärt es auch, daß selbst die Kommunisten Frankreichs an der Wiedergutmachung festhalten. In der Humanité vom 29. August 1923 ist zu lesen, daß eine siegreiche kommunistische Revolution in Deutschland sofort daran gehen müßte »die Stinnes, die Krupp und die Diebe jenseits des Rheins« zu expropriieren, um die Reparationen an Frankreich zu bezahlen. Es gibt keine Nation, es gibt keine Partei in Europa, die Frankreichs Recht auf Wiedergutmachung leugnet. Alle Ruhrkriegsunwahrheiten des Kabinetts Cuno haben daran nichts ändern können. Die Erfüllungspolitik ist keine sozialdemokratische Marotte sondern eine uns vom Weltgewissen auferlegte sittliche Verpflichtung. Das ist letzten Endes der Grund dafür, daß der deutsche Kampf um Ruhr und Rhein, so scharf man im Ausland auch gewisse militaristische Ausschreitungen verurteilte, nirgends die volle Sympathie der Volksmassen finden konnte; in England so wenig wie sonst irgendwo.

Wer die wirtschaftlichen Zusammenhänge kennt, der weiß, daß der Wiederaufbau Nordfrankreichs und überhaupt die ökonomische Stärkung Frankreichs (Plan Le Trocquer, der auf die Anstiftung Englands hin von Deutschland ignoriert wurde) die beste Sicherung der wirtschaftlichen Zukunft Deutschlands ist. Übrigens ist gerade Frankreich zu einer gerechten Prüfung der deutschen Leistungen bereit. Mit Nachdruck hat die französische Presse erklärt, daß eine Feststellung des tatsächlichen Werts der abgelieferten Schiffe und der abgetretenen Kolonien ganz zweckmäßig wäre. Es wäre in der Tat gut, wenn dem deutschen Volk einmal klar würde, daß England das, was es bekommen hat, viel zu niedrig bewertet, während England und Amerika andererseits schöne humane Reden führen über die "Hartherzigkeit Frankreichs" und durch Verweigerung des interalliierten Schuldenausgleichs eine gerechte Lösung des Reparationsproblems unmöglich machen.

Die Zukunft Deutschlands erfordert einen radikalen Bruch mit allen Ruhrkriegsunwahrheiten, wozu auch das Gerede von dem uneigennütigen England gehört. Die Ruhrkriegsfrage bedarf einer schnellen Lösung. Dem Kabinett Stresemann muß gesagt werden, daß es gar keinen Zweck hat die Aufhebung der Verordnungen und Ordonnanzen der Regierung Cuno, die unvermeidlich geworden ist, durch mehrdeutige Erklärungen zu verschleiern. Die furchtbare Bedrängnis des Augenblicks macht Klarheit zur gebieterischen Pflicht. Man verabschiede endlich auch die unsinnige These, daß über die Aufhebung der Verordnungen und Ordonnanzen des Kabinetts Cuno nur diejenigen zu entscheiden haben, die den Kampf an Rhein und Ruhr führen. Das Kabinett Stresemann ist keine Regierung des Rhein- und Ruhrgebiets sondern eine deutsche Regierung. Um das Schicksal des ganzen deutschen Volks, von dem die Bewohner des besetzten Gebiets nur ein Teil sind, handelt es sich. Wir können die Diktatur des Rhein- und Ruhrgebiets ebenso wenig brauchen wie die Bayerns. Die Zeit drängt. Es geht jetzt um Sein oder Nichtsein. Für Ruhrkriegsunwahrheiten, Verschleierungen und Zweideutigkeiten ist keine Zeit mehr vorhanden.



JULIUS KALISKI · VERZEHREN ODER SCHAFFEN?



Das Ergebnis der steuerlichen Kraftleistung, zu der sich der Reichstag in den Sterbetagen des Kabinetts Cuno entschloß, wurde der aufhorchenden Welt für die ersten Septembertage ein Eingang von 150 Billionen Mark in Aussicht gestellt. Just im gleichen Augenblick vernahm man als derbere Wahrheit, daß die Gehaltsnachzahlungen für die Beamtschaft am 23. August nicht weniger als 100 Billionen Mark betragen. Durch den Vergleich dieser beiden Zahlen, der sich jedem aufdrängen mußte, kam sogar für kurze Zeit Leben in die Öffentlichkeit. Die Presse aller Richtungen lehnte sich dagegen auf, daß das Reich durch Vorauszahlungen für 3 Monate das Risiko der Markentwertung auf sich nehme und trotzdem den Beamten für die Entwertung Entschädigungen durch Nachzahlungen biete, die übrigens wiederum im voraus entrichtet wurden. Die Beamtschaft empfand diese Erörterungen wie die Aussicht in Zukunft keine langfristigen Vorauszahlungen an Gehältern mehr zu erhalten als einen Eingriff in ihre "wohl-erworbenen Rechte" und wehrte sie mit einer Leidenschaft und Energie ab, die man bei der Führung der Geschäfte in den Staatsbetrieben leider vermißt. Es war ihr auch ein schneller Erfolg beschieden. Die meisten Zeitungen gelangten mit überraschender Plötzlichkeit bei ihren Betrachtungen über die Zahlungsfrage zu dem Resultat: die ganze Kritik sei mißverstanden worden und entbehre eigentlich der Berechtigung, es könne sich nur darum handeln ein paar verwaltungstechnische Schönheitsfehler zu beseitigen. Schließlich leistete man bußfertig Abbitte an die beleidigte Beamtschaft. In dem Komplex dieser Äußerungen wirkte durch den Ort, wo er erschien, wohl am peinlichsten der Artikel eines Beamten im Vorwärts, in dem einfach zu lesen war, daß die Staats-, also die republikanische Gesinnung der Beamten durch die Stellungnahme zur Gehaltsfrage gefährdet werden könne. Offenbar empfand das sozialdemokratische Zentralorgan gar nicht, welcher Geist aus dieser Androhung sprach; sonst wäre es unverständlich, wie es ohne Widerspruch hinnehmen konnte, daß hier überzeugte Republikaner mit einem Gesinnungstreik drohten.

Zur Sache selbst muß festgestellt werden, daß im Gegensatz zu früher die Gehälter der Beamten die Einkommen der Angestellten und Arbeiter in den Privatunternehmungen nicht nur erreichen sondern gerade in den unteren und oberen Gehaltsstufen übersteigen. Das will um so mehr bedeuten, wenn man das Versorgungsrecht der Beamten mit in Rechnung zieht. Die Deutsche Allgemeine Zeitung hat am 30. August eine durchaus einwandfreie Berechnung über die Wirkung der Vorauszahlung der Beamtengehälter angestellt. Sie geht von dem Einkommen eines ledigen Beamten der 10. Klasse aus und kommt zu folgendem Schluß:

»Die Statistik der Berufsvereinigung höherer Verwaltungsbeamter berechnet das monatliche Durchschnittseinkommen eines Beamten entsprechend der Klasse 10 auf 533 Mark. Da es früher keine sozialen Zulagen gab, müßte man zur Gegenüberstellung einen Familienvater mit 2 Kindern nehmen. Unser lediger Beamter der Klasse 10 bezog am 1. Juli 331 Friedensmark oder 62 % dieses Friedensgehalts. Würden wir den Familienvater nehmen, so kämen wir auf rund 70 %. 62 % ist also auf jeden Fall nicht zu hoch gegriffen. Durch die Nivellierung der Nachkriegszeit ist jedoch das Gehalt der oberen Gruppen stärker gesunken als das der unteren. Im gleichen Zeitraum haben also die unteren Gruppen mehr als 62 % des Friedensgehalts verdient. Der Durchschnitt von Gruppe 3 verdiente vor dem Kriege 31 %,

jetzt 51 % des in Klasse 10. In Klasse 6 stieg dieser Satz von 55 auf 67 %. (Material von der Berufsvereinigung höherer Verwaltungsbeamter.) Ceteris paribus ist also Klasse 3 um 67, Klasse 6 um 22 % gegenüber Klasse 10 gestiegen. Wenn also festgestellt ist, daß Klasse 10 nach der Nivellierung noch 62 % des Friedensgehaltes verdient, so ist dieser Prozentsatz für Klasse 3 um 67, für Klasse 6 um 22 % zu erhöhen. Setzen wir das Friedensgehalt gleich 100, so betrug das Monatsgehalt in Klasse 10 62, in Klasse 6 75,6 und in Klasse 3 103,5. Durch die Nachzahlungen hat sich dieser Satz noch wie folgt erhöht:

Gehalt	Gruppe 10	Gruppe 6	Gruppe 3
Friedensgehalt	100	100	100
Bewilligtes Monatsgehalt am 1 Juli	62	75,6	103,5
Erhöht durch Nachzahlungen für Juli	auf 75	91,5	125,3
" " " " August	98	119,6	163,7
" " " " September	122	148,8	206,7
Vierteljahr Juli bis September;	98	119,6	163,7

Es zeigt sich also, daß die Beamten den vollen Friedensstand fast durchweg erreicht und zum allergrößten Teil ganz erheblich überschritten haben — von Kohlenvorschüssen usw. ganz abgesehen.«

Zieht man ferner in Betracht, daß durch den Mieterschutz das Verhältnis des Mietaufwands zu den Einnahmen umgekehrt ist wie in der Vorkriegszeit, die Miete faktisch gar keine Rolle mehr spielt, so ergibt sich, daß das Realeinkommen noch weiter erhöht ist.

Ist auch die 3monatliche Vorauszahlung der Bezüge inzwischen bis auf weiteres außer Kraft getreten und durch monatliche Vorauszahlungen ersetzt, so hat die Beamtenfrage für Deutschland an Bedeutung nichts verloren sondern lastet noch immer in ihrer ganzen Schwere auf der Nation und bedarf schnellstens einer Lösung im Interesse des innern Wiederaufbaus, der mit ihr zu beginnen hat. Viel wichtiger noch als die Frage der Höhe der Bezüge ist die der *Leistung* der Beamtenschaft. Und hier muß ohne Umschweife gesagt werden, daß diese erschreckend unzulänglich ist, wo immer man hinblickt. Bei der Post, wo die Öffentlichkeit in unmittelbare Berührung mit den Beamten kommt, werden auch diejenigen, die sonst die Vorgänge und Zusammenhänge in der Wirtschaft und besonders in den Staatsbetrieben nicht aus eigener Kenntnis zu beurteilen vermögen, sich ein Bild machen können, wie absolut die Beamten und die gesamten Betriebe versagen. Der Postbetrieb ist Unternehmungen und Privatpersonen zur Qual geworden, er ist aber nur ein Beispiel für die Wirtschaftsführung, wie sie sich in Deutschland entwickelt hat. Mit Freimut behandelte die Kölnische Zeitung am 25. August die Notwendigkeit des Beamtenabbaus:

»Der Mut muß aufgebracht werden ein vernünftiges Verhältnis zu schaffen, das nicht nur dem Verlust an Staatsgebiet und Einwohnerzahl entspricht, sondern noch weit geringer ist. Es muß dafür gesorgt werden, daß die Überbureaukratie nicht alle Steuereingänge selbst verschlingt. Man führe den Überschuß des unnatürlich aufgeschwollenen Beamtenapparats produktiver Arbeit zu und suche damit in doppelter Hinsicht die Wirtschaft Deutschlands zu stärken. Das Deutsche Reich hat mehr denn je die Pflicht innerhalb der allgemeinen Finanzverwaltung zu sparen und deshalb das Heer der Beamten und staatlichen Arbeiter abzubauen, ihre Gehälter und Löhne einer gründlichen Durchsicht zu unterziehen und diese den Erträgnissen seiner Wirtschaft anzupassen . . . Durch dieses zwar hart anmutende System wird gleichzeitig die unbedingt erforderliche Läuterung auf dem Arbeitsmarkt eintreten und damit der fleißige Qualitätsarbeiter den Rang in der menschlichen Gesellschaft einnehmen, der ihm auf Grund seiner Fertigkeit gebührt. Dem Staat, der den Mut findet für eine solche grundlegende Wandlung in seiner Beamten- und Arbeiter-

schaft einzutreten, würde das Verdienst zufallen die unproduktive Wirtschaft durch höhere Arbeitsleistungen in geregelte Bahnen überzuleiten. Daneben ließe sich übrigens der staatliche Apparat noch viel mehr als bisher durch ein verfeinertes System der Selbstverwaltung entlasten. Eine weitgehende Vereinfachung würde so zum Beispiel die Erhebung der Steuern durch die Verbände mit sich bringen. Daneben wäre mit diesem Verfahren wohl eine gerechtere Besteuerung gewährleistet, und außerdem würde die Einziehung durch eigens dafür geschaffene Steuerzweckverbände eine wesentliche Verbilligung in sich begreifen.«

Zu viel Drohen! So betitelte die Kölnische Zeitung den Aufsatz, der diese Darlegungen enthält. Diese Charakterisierung trifft aber nicht nur einzelne Personen oder Schichten von Beamten, die in ihren Ämtern überflüssig sind, sondern das Drohenhafte unserer Wirtschaft überhaupt. Durch die Unproduktivität unserer Volkswirtschaft wird das Drohenwesen Zwangs- und Massenerscheinung, und selbst die Auflehnung des einzelnen Menschen oder Betriebs dagegen versagt; die Unproduktivität läßt alles versanden und verschlammten und zwingt am Ende auch die bewußt widerstrebenden Kräfte in ihren Bann oder vielmehr ihre Lethargie. Das eben ist ihr Fluch. Gedankenlose Steuergesetze mit aufgeblasenem Steuereinziehungsapparat, verfahrenrer Postbetrieb, sinnlose Gütertarife, überall Beamtenheere mit zahllosen Überflüssigen, dies alles, um nur einiges zu erwähnen, läßt kaum den rationellen Betrieb eines privaten Unternehmens aufkommen. Jede ernste Tätigkeit wird von Formalien erstickt, die erfüllt werden müssen, um dem Berg von Vorschriften aller Art zu genügen. Damit soll keineswegs gesagt sein, daß die Zustände in den privaten Unternehmungen nur die Folge der traurigen Verhältnisse in den Staatsbetrieben sind; die Privatbetriebe tragen vielmehr ein gehäuftes Maß von Schuld an der Unproduktivität in den eigenen Häusern. Solange durch willkürliche Preispolitik, solange an der Entwertung der Mark "verdient" werden konnte, so viel man wollte, duldeten man alles, was jetzt zu dem Ende mit Schrecken führt. Mit der (leider auch von sozialistischer Seite aufgestellten) Forderung die Arbeit zu strecken kommt man nur in noch schnellerer Fahrt in den Sumpf, in dem alles in Fäulnis aufgeht. Arbeitsstreckung ist das Gegenteil dessen, was zur Rettung unserer Produktion zu geschehen hat; denn diese erfordert radikale Beseitigung aller Produktionshemmungen, Erhöhung der Sachleistung, Durchkämmung der Betriebe, Ausschaltung aller überschüssigen Kräfte in öffentlichen und privaten Betrieben und Überführung der so herausfallenden Kräfte in wirklich produktive Arbeit. Bei den währungspolitischen Versuchen verfällt man in einen im Grunde gleichen Irrtum. Man glaubt Ordnung in das wirtschaftliche Chaos bringen zu können, wenn man neben Fortführung des unbeschränkten Notendrucks Goldkonten oder Goldnoten zu künstlichem Leben verhilft. Die Währung ordnen in der Erwartung, daß dann die Produktion zu normaler Gestaltung gelangen wird, hieße einem Krebskranken den Rat geben erst zu gesunden und sich dann operieren zu lassen. Der Reichsbankpräsident Havenstein hat in der Abwehr des gegen ihn geführten Kampfes mit erfreulicher Klarheit betont, daß all die Absichten und Einrichtungen mit dem Ziel wieder zur Goldwährung zu gelangen nur bei Herstellung gesunder Produktionsgrundlagen eine Wirkung haben können. Damit hat er gegenüber denjenigen, die so laut gegen ihn sprechen und schreiben, sachlich die Überlegenheit gewonnen. Was seine Gegner ihm vorwerfen, ist in der Hauptsache nur das, daß er sich in der Vergangenheit, und namentlich während des Ruhrkriegs, den von ihnen verlangten und dann durchgesetzten Maßnahmen nicht noch stärker widersetzt hat als er es getan.

Oft schon ist hier auseinandergesetzt worden, daß die Überbürdung der Betriebe mit Angestellten und Arbeitern nicht nur die betreffenden Unternehmungen selbst finanziell belastet sondern, was weit schlimmer ist, die Gesamtproduktionsleistung in relativ noch weit höherm Grad herabdrückt. Gewiß ist es keine leichte oder erfreuliche Aufgabe die notwendige Entlastung der Betriebe von überschüssigen Arbeitskräften durchzuführen; aber sich ihr zu entziehen ist nur verantwortungslos. Vor kurzem hat der Reichsverkehrsminister, einer bündigen Erklärung über den notwendigen Abbau der Beamten- und Angestelltenschaft im Eisenbahnwesen ausweichend, wieder einmal betont, daß man nun mit Macht an die Rationalisierung des Betriebs gehe. Wie oft haben wir das nicht schon gehört! Das ist der typische Vorgang, den wir in allen Beratungen der letzten Jahre über die Staats- und Kommunalbetriebe bis zum Überdruß erlebt haben: Man stellt ein Weiteres in Aussicht, um das Nächste nicht zu tun. Zur Rationalisierung, wenn mit ihr wirklich Ernst gemacht werden soll, ist gerade vor allem das eine nötig: daß, damit eine bestimmte Leistung vollbracht werde, nicht mehr Menschen bereitgehalten werden als sachlich erforderlich sind. Wo diesem Grundsatz nicht Rechnung getragen wird, ist eine Rationalisierung Fiktion. Es wäre für die Produktion zweckmäßiger und daher im Effekt billiger alle überflüssigen Beamten, Angestellten und Arbeiter bei voller Bezahlung aus den Betrieben herauszuziehen als sie als Hemmnis in ihren Stellungen zu belassen. Damit sei dem Einwand begegnet, die Humanität gebiete in allen Betrieben auch die Überflüssigen zu belassen. Diese Art Humanität hat eine fatale Wirkung, sie läuft schließlich auf Selbstvernichtung der nationalen Wirtschaft und damit auch auf eine Herabdrückung und schließlich Verelendung der Schützlinge jener Humanität hinaus.

Wahre Menschlichkeit fordert zur Rettung der Volksgemeinschaft und ihrer einzelnen Glieder, daß man die vorhandenen Güter nicht bis zum letzten Rest aufzehrt sondern das zum Leben Nötige durch immer erneute Kraftanstrengung schafft, also die Produktivität erhöht und damit auch zur Höherentwicklung der einzelnen Persönlichkeiten beiträgt. Wer im Besitz seiner Arbeitskraft ist, darf nicht von der Volksgemeinschaft verlangen, daß er an irgendeiner Arbeitsstätte mitdurchgeschleppt wird, an der man seine Arbeit gar nicht braucht. Wer sich seiner Pflicht gegen die Volksgemeinschaft und der eigenen Würde bewußt ist, wird sich dem Prozeß der Reinigung der Produktionsbetriebe nicht widersetzen, auch wenn er selbst ein Opfer dieses Prozesses werden sollte.

Es bedarf indes keiner besondern Betonung, daß, wenn die Überzähligen aus den Produktionsstätten entlassen werden, man nicht sie und ihre Familien dem Hunger preisgeben darf. Sie brauchten auch nicht zu fürchten, daß sie auf unabsehbare Zeit das bittere Brot der Arbeitslosenunterstützung essen müßten. Weite Arbeitsgebiete harren ihrer als Arbeitskräfte und können schnell erschlossen werden. In den Junitagen des Jahres 1922 veröffentlichte die Presse Poincarés Plan Frankreich mit Hilfe deutscher Arbeiter aufzubauen. Die Sozialistischen Monatshefte teilten damals auch den Plan mit, den seinerzeit der französische Minister für öffentliche Arbeiten "Le Trocquer aufgestellt" hatte, und den Poincaré in der Reparationskommission dann als Programm verkündete; Dieser Plan sah den Bau mehrerer neuer Eisenbahnlinien, die Errichtung verschiedener Werke zur Ausnutzung der Wasserkräfte und zur Stromerzeugung, die Ausführung großer elek-

trisch betriebener Verkehrsunternehmungen, Hafenarbeiten in einer ganzen Reihe von Seestädten, Ausbau der Binnenschifffahrt usw. vor. Noch ist an keiner deutschen Stelle auf diesen Plan sachlich eingegangen worden. Poincaré ist noch immer Ministerpräsident Frankreichs, Le Trocquer, der bereits Mitglied des Kabinetts Briand war, ist noch heute Mitglied des Kabinetts Poincaré. Solange man nicht bewiesen hat, daß alle diese Pläne und Vorschläge unausführbar sind, hat niemand das Recht sie durch Schweigen oder eine wegwerfende Bemerkung abzutun. Die in dem erwähnten Projekt vorgesehenen Arbeiten bieten den zu entlassenden Staats- und Kommunalangestellten die beste Möglichkeit zu neuem Leben und fruchtbarem Schaffen, sie machen die Reparationslast des deutschen Volkes leichter und lassen die Staatswirtschaft gesunden. Wird man beginnen? Wer die Wege zu neuen Leistungen und neuem Leben verschließt, frevelt an der Nation und allen denen, deren Glück und Zukunft vernichtet werden, wenn Deutschland zusammenbricht.

WALTHER KOCH. DIE JUGEND UND DIE DEUTSCH-FRANZÖSISCHE VERSTÄNDIGUNG

BEI dem Bemühen um den politischen und wirtschaftlichen Ausgleich im Ruhrkonflikt, um den heute die Parteien und Wirtschaftsgruppen kämpfen, darf ein schweres Hindernis nicht übersehen werden: das Mißtrauen, das sich auf beiden Seiten aufgespeichert hat, ein Haß, der sich bei jedem neuen Anlaß wieder entzündet und die großen notwendigen Entscheidungen in der Sache mit einem Ballast allzu menschlicher Gefühle belädt. Mag man noch so klar und unwiderleglich einsehen, daß französische Erze und deutsche Kohle einander ergänzen müssen, die Menschen in beiden Völkern sind innerlich nicht zur gegenseitigen Ergänzung bereit. Aber eine wirtschaftliche und politische Enigung hat nur dann Aussicht auf Bestand, wenn sie mit vertrauensvoller Zustimmung der Beteiligten abgeschlossen wird.

Schon die einfachste Finanzfrage zeigt deutlich, daß es in der Wirklichkeit nicht eine bloß materielle Wirtschaft gibt, vielmehr im Begriff des Wirtschaftens schon zahlreiche geistige Voraussetzungen und Wirkungen liegen, die die äußeren Erscheinungen erst von innen her möglich machen. Die Fragen des Kredits, der Valuta, sind sie nicht Beweise dafür, daß das Vertrauen in die Wirtschaftskraft eines Volkes vorhanden sein muß, wenn bestimmte materielle Wirtschaftsvorgänge eintreten sollen? Wendet man in einem falsch oder oberflächlich verstandenen Marxismus etwa ein, da der Mensch ein Produkt der ihn umgebenden Verhältnisse sei, so müßten sich als Voraussetzung jeder Änderung zuerst die Verhältnisse ändern, so frage ich: Wie sollte dies möglich sein, wenn nicht durch planmäßiges bewußtes Eingreifen des Menschen? Und ferner: Jede planmäßige Änderung wirtschaftlicher oder politischer Zustände ist an gewisse psychische Voraussetzungen gebunden, deren Nichtbeachtung sich immer noch als verhängnisvoll erwiesen hat. Früher rechnete man in unserer auswärtigen Politik nur allzu sehr auf die Stärke unserer Kanonen und Bajonette, und unserer Diplomatie fehlte, wie man ihr oft vorgeworfen hat, die "psychologische" Einfühlung. Auch heute noch mangelt es häufig genug an dem feinen Ge-

fühl für das, was im Augenblick notwendig ist; die Tonart so mancher deutschen Regierungsäußerung hat zur Genüge gezeigt, wie gerade die seelisch falsche Einstellung die schlimmsten politischen Folgen haben kann.

Besonders in unserm Verhältnis zu Frankreich hat diese Unterschätzung des Moralischen oder Geistigen überhaupt eine schlimme Rolle gespielt. Die Aufgabe der Wiedergutmachung, der Reparationen, wurde lediglich als ein Rechenexempel genommen, das zu lösen man durch den rein äußern Druck des Friedensvertrags gezwungen war. Man dachte nicht an die seelische Lage des französischen Volkes, in die man sich auf deutscher Seite hätte hineinfühlen müssen, man dachte nicht daran, daß wir an sich die moralische Verpflichtung hatten aus eigenem Antrieb die Verwüstungen wieder gutzumachen, die unsere Feldherren und Heere in Nordfrankreich und Belgien angerichtet hatten.¹ Von allem Praktischen abgesehen hätte aber eine sofortige und wirklich ernste Bekundung der Solidarität mit dem notleidenden französischen Volk von unserer Seite uns vor der Atmosphäre der Verbitterung bewahrt, die uns nun umgibt. In ihrer Hoffnung auf die Hilfe der englischen Regierung versäumten unsere Staatsmänner rechtzeitig den Weg der direkten Verständigung mit Frankreich zu gehen. Vielleicht wird er heute endlich unter dem Druck der Not beschritten. Soll diese Verständigung, von der Stresemann spricht, aber zum Ziel führen, so muß sie in beiden Ländern von starken Volksströmungen getragen sein.

Lange nach dem Krieg noch fehlte so gut wie jede unmittelbare Verbindung deutschen und französischen Geisteslebens, die doch früher stets unsere gesamte Kultur in stärkstem Maß befruchtet hatte. Wir wissen seit dem Krieg sehr wenig von einander, nur vereinzelte, darum nicht hoch genug zu schätzende Bücher wie die von Ernst Robert Curtius und Hermann Platz geben uns Kunde von dem geistigen Geschehen bei unserm Nachbarvolk, dem wir in Kunst und Geistesleben Schöpfungen verdanken, wie sie in diesem Maß kaum ein anderes Land aufzuweisen hat. Zahlreiche Verbindungsfäden führen hinüber und herüber von Deutschland zu England, und sicher haben wir auch von dieser Verbindung viel. Aber auch im Geistigen wird uns eine "englische Orientierung" nicht zum wahren nationalen und internationalen Aufbau gelangen lassen. Das Kernproblem der europäischen Geisteskultur ist, abgesehen von der Zukunft Rußlands, jetzt die Öffnung der Grenzen zur französischen Kultur hin. Jeder Schritt nach dieser Richtung ist heute eine Tat des Heils.

Woher soll die Versöhnung der beiden, sich in tiefem Mißtrauen begegnenden Völker kommen? Hier genügt keine Klugheitsrechnung, kein allgemein pazifistischer Wille. Die Wälle zwischen den beiden Völkern sind derart stark, daß nur machtvolle Kräfte der innern Überwindung sie durchbrechen können. Es gab Mächte, die früher einmal Frankreich und Deutschland aufs engste mit einander verknüpften, das waren die katholische Kirche des Mittelalters mit ihrem französisch-deutschen gotischen Dom, die höfisch ritterliche Kultur des Minnesangs und endlich die Klöster und Kreuzfahrer. Dann, nachdem Dante noch einmal in seiner großen Schrift über die Monarchie die universale Lehre der Einheit der abendländischen Christenheit im Römischen Reich verkündet hatte, fiel Europa in Bruchstücke ausein-

1) Siehe *Blaier* Die sittliche Pflicht zur Wiedergutmachung, in den Sozialistischen Monatsheften 1922 II Seite 932 ff.

ander. Die Nationalstaaten entstanden, die, von kurzen Perioden des Waffenstillstands abgesehen, unaufhörlich mit einander um die Vorherrschaft rangen, um im Weltkrieg endlich einander gegenseitig in den Abgrund zu reißen, gelingt es nicht noch in dieser Stunde der höchsten Gefahr sie zu gemeinsamem Wiederaufbau des Festlands zusammenzuschließen. Solcher Wille zu europäischer Einheit entstammte in seinem letzten Sinn dem Sehnen auf neuer Grundlage, unter total veränderten geistigen und sozialen Bedingungen, die alte Einheit der Christenheit, die allgemeine (katholisch universale) Kirche gegenüber der Selbstersetzung durch nationalistische Staatsvergottung und kapitalistische Gewinnsucht wieder aufzurichten.

Eine unserer stärksten Hoffnungen ist die Jugend, die aus unmittelbarer religiöser Ergriffenheit die erstarrende Enge der alten Welt auflösen will, zu neuer positiver Tat der Gemeinschaft. In der selben deutschen Jugend, in der ein fanatischer Haß gegen Frankreich geschürt wird, erwachen lebendige Kräfte, die zu einer Verbindung mit der gleichgesinnten französischen Jugend hinstreben. So wurde auf meinen Antrag hin auf einer großer Jugendtagung, in der die verschiedensten Richtungen, von den Wandervögeln bis zu den Kommunisten, vertreten waren, beschlossen folgenden Gruß an das junge Frankreich zu senden:

»Die in Hellerau bei Dresden, zusammen mit Vertretern aus Amerika, Dänemark, England, Finnland, Holland, Österreich, Polen, Norwegen, Schweden, der Schweiz und der Tschechoslowakei am 4. August 1923 versammelten Angehörigen der deutschen Jugendbewegung senden durch den 3. demokratischen, internationalen Kongreß in Freiburg dem jungen Frankreich ihre kameradschaftlichen Grüße. Wir bedauern es sehr, daß nicht Vertreter des jungen Frankreichs zu unserer Tagung kommen konnten, und geben dem Wunsche Ausdruck, daß bei späteren Zusammenkünften französische und deutsche Jugend einmütig für die Sache des Friedens und der sozialen Neuordnung arbeiten werden. Wir glauben, daß im Augenblick auf der französischen und deutschen Jugend eine besondere Verantwortung liegt für den Aufbau der neuen Weltordnung im Geiste friedlicher Zusammenarbeit. So wollen wir jeder Gewalt den gemeinsamen Kampf für den Frieden und für die Einigung der Völker Europas entgegensetzen.«

Der Freiburger Kongreß war durch und durch von dem Willen zur Verständigung zwischen den deutschen (hauptsächlich den jungkatholischen) und den französischen Vertretern getragen. Dort hat sich die Erkenntnis der Notwendigkeit solcher innern Versöhnung in der Jugend beider Länder in einem wundervollen Gefühl des religiösen Einsseins im Letzten Ausdruck geschaffen. Daher konnte die Menschheit am 18. August schreiben:

»Wenn etwas vermag uns den Glauben an bessere Zukunft zu stärken, den Glauben, daß unsere Saat auf fruchtbaren Boden gefallen war, so ist es der Anblick und der frische Tatwille dieser herrlichen Jugend, die schon weiter über den alten Pazifismus herausgewachsen ist, indem sie aus tiefer religiöser Überzeugung heraus nach einem Friedensgeist strebt, wie ihn die ersten Christen pflegten.«

Von französischer Seite war dieser Kongreß im wesentlichen zum Zweck der Fortführung der beiden Kongresse in Paris und Wien, die in den beiden letzten Jahren stattgefunden hatten, angeregt worden. Er wurde unter der Ägide des katholischen Abgeordneten von Paris Marc Sangnier berufen, der besonders nahe Fühlung mit der deutschen katholischen Jugend gefunden haben muß. Auf deutscher Seite wurde von einem der Führer der katholischen Jugendbewegung Großdeutschland, Nikolaus Ehlen, der Entschluß der Jugend zum Ausdruck gebracht: in freiem Versöhnungswillen beim Wiederaufbau Nordfrankreichs mitzuhelfen. Ehlen's Worte, der ein Versöhnungsoffer forderte, ergriffen die Herzen aufs tiefste.

Schon auf der 2. Tagung der christlichen Internationale im Jahr 1920 in Bithoven wurde auf meinen Vorschlag beschlossen an einem Werk zum Wiederaufbau der zerstörten französischen Gebiete mitzuschaffen. Schon damals verstanden wir, daß der Weltfriede an der Frage hing, ob das französische und das deutsche Volk sich zu gemeinsamer Aufbauarbeit zusammenfinden und von deutscher Seite der unbedingte Wille zur Wiedergutmachung bekundet werden würde. Ich habe seinerzeit hier über jenen deutsch-französischen Versöhnungsversuch berichtet.² Es ging damals auch eine Anzahl jüngerer Menschen aus den verschiedenen Ländern, hauptsächlich aber aus Deutschland, nach Frankreich, wo sie im Geist franziskanischer Tatfrömmigkeit in der Gegend von Verdun (wo früher schon englische und amerikanische Quäker Aufbauarbeit geleistet hatten) Häuser bauten, im guten Einvernehmen mit der Bevölkerung, bis es eine nationalistische Dame aus Paris durchsetzte, daß diese internationale Aufbaugruppe ausgewiesen wurde. Nun ist die katholische Jugend aufs neue ans Werk gegangen und hat dadurch bewiesen, daß die universalen Gemeinschaftskräfte im deutschen Katholizismus noch nicht erstorben sind. Auf der Tagung der Windthorstbünde, die vom 24. bis zum 27. Mai in Hildesheim stattfand, packte man schon die Frage energisch an, wie man eine, aus neuem Geist geborene Lösung des Ruhrkonflikts und des Reparationsproblems herbeiführen könnte. In der Menschheit vom 31. März 1923 wurde gefordert, daß man im Osterglauben, der zentralen Bedeutung der Opfertat Christi und der Auferstehung des Geopferten entsprechend, ein Versöhnungsoffer für den Wiederaufbau Nordfrankreichs bringe und selbst an diesem Aufbau mitwirke: zur selben Zeit, wo wir Jungsozialisten in Hofgeismar im tiefsten Erleben der Osterbotschaft vom Sieg des Geistes der Liebe über den Geist der Gewalt sprachen, vielmehr in leidenschaftlichem Ringen um ihn kämpften. In der Menschheit vom 28. Juli 1923 veröffentlichten katholische Jugendführer einen Aufruf an die deutsche Jugend, in dem sie von ihr eine Opfertat der Liebe zur Erlösung aus der Dunkelheit fordern:

»Brüder, Schwestern, kommt und laßt uns gehen, hin in das Land, wo die Ruinen stehen, Zeugnisse wilder vandalischer Zerstörung, Schürer des Hasses, Symbole des ruchlosen Krieges. Kommt, laßt uns Schutt wegräumen, neue Fundamente legen, Höhlen und Gräben ausfüllen, Bausteine herbeischleppen, Brunnen mit gutem Wasser graben, Land roden und neu bebauen. Für sie und im Verein mit ihnen, die man "Feinde" nennt, wollen wir freiwillig arbeiten, hilfreich und gut. Brüder wollen wir sein.«

In diesem Kreuzfahrergeist lebt praktischer Sozialismus der Jugend, der über die Weltanschauungsformulierungen hinweg Jugend einen kann, in dem, was als Sendung und Auftrag in aller lebendigen, das Neue vorbereitenden Jugend lebt.

Vom 4. bis zum 10. August tagte dann der 3. internationale demokratische Friedenskongreß in Freiburg, kurz nach der Hellerauer internationalen Jugendtagung. Marc Sangnier, der sich von jeher durch Selbständigkeit des Denkens und Handelns hervortat, ging in seiner Eröffnungsrede davon aus, daß die Grundlage aller wirklichen Verständigung die Wahrhaftigkeit sei. Der »Wille alles zu sagen, was wir fühlen und denken,« sei die erste Bedingung gegenseitigen Zusammenarbeitens. Marc Sangnier suchte das opferbereite, friedfertige Deutschland, das guten Willens ist, mit dessen

2) Siehe Koch Die christliche Internationale und die deutsch-französische Verständigung, in den Sozialistischen Monatsheften 1920 II Seite 784 ff.

Hilfe er, wie er sagte, allein den Nationalismus in Frankreich bekämpfen könne. Wir brauchen für unsern Kampf in Deutschland ebenso dringend die Hilfe der französischen Gesinnungsgenossen, gleichviel welcher Partei sie angehören mögen. Je stärker sich die Nationalisten beider Länder (die nicht mit den Trägern wahrer nationaler Gesinnung zu verwechseln sind) gegenseitig in die Hände arbeiten, um so stärker müssen sich auch die Kräfte zu gemeinsamer Aktion zusammenschließen, die zur Zusammenarbeit drängen. Eine starke Wirkung löste in der Freiburger Versammlung auch das Angebot eines Versöhnungsopfers durch Hergabe von Schmuck- und Silbersachen für die französischen Frauen und Mütter durch deutsche Frauen aus, eine Tat, die in ihrer menschlichen Kraft vorbildlich für echtes politisches Handeln sein kann, das nicht Markten um kleine Vorteile sondern konstruktive Tat zum Besten höherer Menschengemeinschaft sein soll.

Nach seiner Rückkehr nach Frankreich brachte Marc Sangnier in der französischen Kammer folgende Interpellation ein:

»Der außerordentliche Erfolg unseres 3. demokratischen internationalen Kongresses, der dieser Tage in Freiburg stattfand, muß selbst dem Voreingenommensten unter uns beweisen, daß in Deutschland außer den Militaristen und Alldeutschen, die aus dem Krieg nichts gelernt haben, eine starke Friedensbewegung besteht. Frankreich muß diese Bewegung berücksichtigen und darf sie nicht vernachlässigen. Die Delegierten von 22 Nationen und 125 französische Delegierte haben der imposanten und ermutigenden Kundgebung des Kongresses beigewohnt . . . Deutsche Jugend aller Kreise, katholisch, protestantisch, sozialistisch, ist aus allen Teilen Deutschlands herbeigeeilt und bietet sich an mit eigenen Händen am Aufbau der zerstörten Gebiete zu helfen und dafür alles zu opfern und ohne Rücksicht auf die politische Schwerefälligkeit und Bedenklichkeit an der moralischen Abrüstung und der internationalen Brüderlichkeit mitzuarbeiten. Ich bitte also den Herrn Ministerpräsidenten sofort nach der Eröffnung der Kammer diese meine Interpellation zu eröffnen: Was gedenkt unsere Regierung angesichts dieser Friedensbewegung zu tun, die in dieser qualvollen Stunde eine große Zahl von Deutschen beseelt und einen so herrlichen Aufschwung der Friedensenergieen in der deutschen Jugend hervorgerufen hat?«

An der deutschen Jugend ist es nun geistig schöpferisch das Werk der deutsch-französischen Zusammenarbeit zu fördern. Und zwar durch entschlossene Abwehr aller in einem irgeleiteten Nationalgefühl entspringenden Haßgefühle, die sich in der nächsten Zeit erst recht bemerkbar machen dürften, wenn eine Verständigung mit Frankreich erzielt wird. Positiv aber muß sich die Idee der Geistesgemeinschaft bei allen Menschen guten Willens im deutschen und im französischen Volk immer intensiver in der gemeinsamen Arbeit für die politische, wirtschaftliche und geistige Einigung der Völker Europas auswirken, deren Grundlage die deutsch-französische Verständigung ist. Ganz besonders sei in unseren Tagen die religiös gesonnene Jugend aufgerufen mit der Nachfolge Christi nun wirklich ernst zu machen und im Geist der Versöhnung zu wirken. Alle Jugend, die zum Dienst an einer sozialistischen, das heißt brüderlichen Weltordnung bereit ist, muß sich darin zusammenfinden. Über die Schranken der Partei und des Bekenntnisses hinweg muß sich die große Einheitsfront bilden, die national und international zugleich im besten Sinn ist. Der deutschen Burschenschaft fiel vor 100 Jahren die Aufgabe zu die deutschen Stämme zum Deutschen Reich zu einigen. Heute sind die jungen Deutschen berufen an der Einigung Europas mitzuwirken. In der Arbeit für eine brüderliche Weltgemeinschaft liegt auch allein die Rettung unseres deutschen Volkes.

GEORG WOLFF · WOHNUNGSNOT UND WIEDER- AUFBAU

NEBEN den großen außen- und innenpolitischen Problemen gibt es zurzeit in Deutschland wenige Fragen, die in so hohem Maß das öffentliche Interesse in Anspruch nehmen wie die katastrophale Wohnungsnot der Nachkriegsjahre. Techniker und Hygieniker, Volkswirte und Sozialpolitiker müssen endlich in gemeinsamer Arbeit, jeder von seinem Standpunkt aus, an die Lösung dieser für die Wohlfahrt des ganzen Volkes so eminent wichtigen Frage herangehen. Und zwar darf nicht mehr von der Wohnungsnot und ihren furchtbaren Folgen nur geredet, es muß endlich gehandelt, es muß gebaut werden.

Die Einsicht in die Dringlichkeit der Sache ist auf allen Seiten vorhanden. Der Hygieniker wird die ihn in erster Linie leitenden gesundheitsfürsorgereischen Gründe gegenüber denen anderer Instanzen nicht besonders zu verteidigen brauchen. Denn alle, die in Wohnungsangelegenheiten mitzusprechen haben, sehen das ungeheure Elend täglich mit eigenen Augen. Angesichts dessen muß jeder Kompetenzstreit verschwinden, selbst in einer verwaltungstechnisch so zersplitterten Kommunalverwaltung wie sie etwa das Gebilde Groß Berlin darstellt. Wer Gelegenheit hat, sei es als Beauftragter des Wohnungsamts, als Verwalter der öffentlichen Gesundheitspflege, als Jugendfürsorger oder sonst auf irgendeinem Gebiet der sozialen Arbeit die Not der Wohnungsuchenden mitzuerleben, wird die Größe der Gefahr ohne weiteres erkennen. Die Elendsbilder, die Albert Kohn bei Angehörigen der Berliner Ortskrankenkasse seit einer Reihe von Jahren mit seinem photographischen Apparat festgehalten hat, leider ohne in der Öffentlichkeit die genügende Beachtung damit zu finden, werden heute durch die Wirklichkeit weit in den Schatten gestellt. Es ist noch nicht der schlimmste Fall, daß in einem Raum, der gleichzeitig als Küche, Schlaf-, Eß- und Wohnzimmer dient, 5 Personen eingepfercht leben. Ich fand 2 dürftige Zimmerchen, ohne fließendes Wasser, ohne Abtritt, in dem ein tuberkulöses Ehepaar mit 3 heranwachsenden Kindern und einer Großmutter haust, ohne daß auch nur die Möglichkeit bestand die noch gesunden Kinder von den tödlich infizierten Eltern zu trennen. In einer andern Behausung, ebenfalls nur einem einzigen Raum, teilt eine, vielleicht unter der Not der Verhältnisse liederlich gewordene Mutter mit ihren beiden halberwachsenen Töchtern und einem Schlafburschen das Bett. Moral und Gesundheit sind so ein Reservat jener Bevorzugten geworden, die noch von der Vorkriegszeit her eine eigene Wohnung besitzen.

Auch unter den gegenwärtigen Schwierigkeiten muß die Gesellschaft Mittel und Wege finden hier schleunigst Abhilfe zu schaffen. Es ist sinnlos mit medikamentösen Verordnungen und fürsorgereischen Maßnahmen Gesundheitsüberwachung treiben zu wollen, bevor das Wohnungsproblem gelöst und die Unterbringung der Bevölkerung mindestens in dem Grad gewährleistet ist wie vor dem Krieg. Es ist sinnlos *soziale* Hygiene in einer Gesellschaft zu treiben, die dem einzelnen nicht einmal ein eigenes Bett, geschweige denn einen eigenen Wohnraum sichert und es ihm also nicht möglich macht selbst die einfachsten Regeln der *individuellen* Hygiene für sich und seine Umgebung zu beobachten. Denn die Voraussetzung für jede ge-

sellschaftliche Betätigung des Staats und der Kommune auf dem Gebiet der Gesundheitsfürsorge bildet die Mitarbeit des Individuums. Der einzelne muß zum mindesten die ersten Regeln der persönlichen Hygiene, die mit denen der persönlichen Sauberkeit zusammenfallen, innehalten können. Um dies zu ermöglichen, muß vor allem andern die Wohnungsnot beseitigt werden. Es ist heute keine Zeit mehr zu verlieren.

Die Herstellung gesunder, luftiger, sonniger Wohnungen war von jeher eine der Hauptaufgaben der Hygiene. Bis zum Ausbruch des Weltkriegs war sie (abgesehen von gewissen Fehlern des großstädtischen Häuserbaus) gelöst. Die Ein-, Zwei- und Dreizimmerwohnungen mit Küche und Zubehör, in denen die Mehrheit der arbeitenden Bevölkerung in den Städten wohnte, waren im Durchschnitt hygienisch einwandfrei. Freilich bildeten sie keine ideale Heimstätte für eine kinderreiche Familie, es fehlte ihnen in erster Linie ja ein, wenn auch noch so kleines Stückchen Gartenland, in dem sich die heranwachsenden Kinder hätten tummeln können. Sie deckten nur den notwendigen Wohnbedarf, und sie hätten zum wenigsten in viel stärkerem Maß als es der Fall war durch Gemeinschaftsgärten und -spielplätze in unmittelbarer Nähe der Häuser ergänzt werden müssen. Solche Forderungen wurden bei den überstürzten Großstadtbauten, angesichts der hemmungslos wuchernden Bodenspekulation, nicht berücksichtigt. Dadurch wurden die neuen Arbeiterstädte oder -stadtteile ebenso in ihrem städtebaulichen Charakter wie in ihrer volkshygienischen Anlage geschädigt. Die trostlosen Straßenzüge im Osten und Norden Berlins, mehr noch in den reinen Arbeiterstädten des rheinisch-westfälischen Kohlengebiets (Essen, Mülheim an der Ruhr, Oberhausen usw.) sind die steinernen Zeichen dieser Epoche. Bis zum Krieg war nach alledem die Wohnungsfrage für die großstädtischen Massen im wesentlichen eine Qualitätsfrage. Das Siedelungsproblem war keineswegs gelöst, ja kaum in seiner grundlegenden Bedeutung für die gesunde Fortentwicklung der werktätigen Bevölkerung erkannt. Aber der Wohnungsbedarf war doch gedeckt, ein eigentlicher Wohnungsmangel existierte nicht. Dies änderte sich im Krieg mit der Kriegswirtschaft, um sich infolge des völligen Darniederliegens der Bautätigkeit während der Kriegs- und Nachkriegsjahre zu den katastrophalen Zuständen der Gegenwart auszuwachsen. Aus der Qualitäts- ist jetzt eine reine Quantitätsfrage geworden. Es fehlen nicht nur gute, unseren Ansprüchen genügende Wohnungen, es ist überhaupt keine Deckung des Bedarfs mehr vorhanden. Der Nachfrage entspricht kein Angebot. Und zwar gilt das nicht nur für die Groß- sondern ebenso für die Mittel- und Kleinstädte; ja auch auf dem Land ist die Wohnungsnot nicht viel geringer, ein Zeichen, wie tief der Fehler liegt.

Es gibt keine Wohnungen, weil die Bautätigkeit so gut wie vollständig ruht. Die Ursachen liegen auf der Hand. Die Zwangsbewirtschaftung, die auf allen anderen Gebieten aufgehoben ist, besteht hier fort und hält, angeblich im Interesse der Wohnungsinhaber, die Mieten künstlich niedrig. Für den Unternehmer fehlt deshalb der Anreiz neue Wohnungen herzustellen. Die Folgen treten von Tag zu Tag erschreckender hervor: Die alten Häuser verfallen, neue werden, außer von ein paar "Großverdienern" für Zwecke der Eigenwohnung, kaum gebaut. Aus dem organischen Gefüge der im übrigen freien Gesamtwirtschaft wird ein einzelner Zweig, das Wohnungswesen, herausgenommen, durch gesetzliche Preisregulierung starr gemacht und von der sonstigen Preisentwicklung ausgeschlossen. Das bedeutet, daß wir heute

alle mehr oder weniger auf Kosten der früheren Hauseigentümer leben und auch unsern bescheidenen Standard an Ernährung und Kleidung nur dadurch noch aufrechterhalten können. Die Einschränkungen unserer Lebenshaltung hätten ohne diese Expropriierung noch stärker sein müssen, aber unsere Wohnungen wären nicht dem Verfall preisgegeben, eine Wohnungshygiene nicht zur Unmöglichkeit geworden, weil eine Vierzimmerwohnung heute so viel kostet wie etwa ein Pfund Butter, eine Rentabilität des Wohnungsbaus also vollkommen illusorisch geworden ist. Es ist eben unsinnig bei sonst freier Konkurrenz *einen* Wirtschaftszweig durch Gewaltvorschriften niederzuhalten. Das ist nicht Planwirtschaft sondern Vergewaltigung. Entweder Preisbestimmung und Planwirtschaft, wenn die vorhandene Güterproduktion dies zuläßt, oder freies Spiel der Kräfte, in dem Angebot und Nachfrage die Preisregulatoren sind.

Gibt es noch heute eine Möglichkeit der Umkehr? Gewiß. Niemals ist es, wie in den Sozialistischen Monatsheften oft betont worden ist, zu spät an die Stelle des Falschen das Richtige zu setzen. Nur darf man sich freilich nicht dem Wahn hingeben, daß es mit irgendeiner Systemänderung möglich sein könnte binnen kurzem, etwa in Jahresfrist, im Wohnungswesen wieder gutzumachen, was fast 10 Jahre der Untätigkeit versäumt haben, das heißt sofort so viele Wohnungen herzustellen, wie zur Deckung des Bedarfs nötig sind. Dennoch darf der Hygieniker es jedenfalls nicht länger mitansehen, daß hier weiter Raubbau am lebenden Menschen getrieben wird.

In wie hohem Maß dies durch Mangel an genügenden und gesunden Wohnungen der Fall ist, dafür nur ein Beispiel: Schon vor dem Krieg, da von einer Wohnungsnot im heutigen Sinn noch keine Rede sein konnte, bezeichnete ein Hygieniker wie Max Rubner die Tuberkulose als »Wohnungskrankheit«. Bei der Art der Tuberkuloseübertragung durch die beim Husten, Sprechen, Niesen fein verstreuten bazillenhaltigen Tröpfchen bedarf es auch keiner weitern Begründung dafür, daß die Ausbreitung dieser Krankheit im wesentlichen von der Art unseres Wohnens abhängt. Auch eine hygienisch gut erzogene Arbeiterbevölkerung kann der Tuberkulosegefahr nicht entgehen, wenn sie keine genügenden Wohnräume zur Verfügung hat. Unter den gegenwärtigen Verhältnissen der Überbelegung der Wohnungen muß also die Tuberkulosegefährdung erheblich größer sein. Wir gehen unweigerlich einer neuen Tuberkulosewelle entgegen, wenn nicht bald Abhilfe erfolgt. (Die tuberkulöse Infektion wird meist im frühen Kindesalter erworben, um in den Jahren der Pubertät und Erwerbstätigkeit zum offenen Ausbruch zu kommen.) Nicht viel anders, wenn auch vielleicht nicht ganz so schlimm, wirkt die Wohnungsnot auf die Weiterverbreitung der Geschlechtskrankheiten, der akuten Krankheiten des Kindesalters, die Säuglingssterblichkeit und noch manches andere mehr. Wenn die Zahl der Gesamtsterblichkeit dennoch zurzeit in Deutschland gering ist, so dürfen wir uns dadurch nicht täuschen lassen. Denn in Wirklichkeit ist sie nur deshalb niedrig, weil der Altersaufbau der Bevölkerung heute ein ganz anderer ist als vor dem Krieg, weil infolge des dauernden Geburtenrückgangs (der gleichfalls nicht zum wenigsten aus dem Wohnungselend der Jungverheirateten stammt) der Anteil der Säuglinge und Kleinkinder an der Gesamtbevölkerung gegen 1913 um annähernd die Hälfte zurückgegangen ist. Da die jüngsten Jahrgänge des menschlichen Lebens bei weitem den größten Teil aller Todesopfer fordern, wäre es verkehrt die heutige Sterblichkeitsziffer

ohne weiteres mit der der Vorkriegszeit zu vergleichen. Vielmehr ist dazu eine rechnerische Korrektur nach den mathematischen Grundsätzen der Sterblichkeitsberechnung nötig, die für die Gegenwart ganz andere Resultate ergäbe.

So wird kein Einsichtiger daran zweifeln, daß die Gefahren der Wohnungsnot für die Volksgesundheit außerordentlich schwer, ja kaum zu überschätzen sind. Gesundheitswirtschaft ist aber heute mit das wichtigste Glied der Gesamtwirtschaft und zum Wiederaufbau der Volkswohlfahrt absolut wesentlich. Innerhalb der mannigfachen äußeren Einflüsse, die die Gesundheit des einzelnen und damit der Gesamtheit stören (Schäden der Ernährung, des Berufslebens, übermäßige körperliche oder geistige Belastung, Mißbrauch von Genußmitteln, krankheitserregende Mikroben, angeborene Krankheitsanlagen usw.) ist, wie wir gesehen haben, die Schädigung durch mangelhafte Wohngelegenheit von bestimmendem Einfluß. Verbringen wir doch in der Wohnung einen großen Teil unseres Daseins. So heißt also die Aufgabe jetzt: durch Wohnungsbau die Grundlage einer neuen Gesundheits- und Wohnkultur zu schaffen. Dabei sei von vornherein eines bemerkt: Der Grundfehler des Wohnungsbaus der Vorkriegszeit, die Zersplitterung der am Wohnungsbau interessierten Kräfte, darf nicht von neuem begangen werden. Alle entscheidenden Faktoren müssen zu Nutz und Frommen einer wirklichen Wohnkultur zusammenwirken. Hygieniker, Baufachleute und Volkswirte müssen beraten, um in gemeinsamer Arbeit diese wichtige Aufgabe zu lösen und in erforderlicher Zahl Heimstätten zu schaffen, die allen hygienischen, künstlerisch-technischen und wirtschaftlichen Ansprüchen entsprechen. Zielsicherheit muß das Kennzeichen dieser Arbeit sein. Das ist eine Forderung der nächsten Zukunft und keineswegs utopisch; denn es muß gebaut werden, und es wird gebaut werden.

Was ist jetzt zu tun? Soll die Zwangsbewirtschaftung auch auf dem Gebiet des Wohnungswesens fallen? Soll das Reichsmietengesetz, das, zum Schutz der Mieter aufgestellt, die wirtschaftlich Schwachen, die Sozialrentner und erwerbsfähigen Alten wenigstens vor den schlimmen Folgen einer brutalen Exmission bewahrt hat, abgebaut werden? Die Frage ist schwer zu beantworten. Die Aufhebung der Zwangswirtschaft wird kommen, ein Ausnahmegesetz kann auch auf dem Gebiet der Wirtschaft nicht auf die Dauer bestehen. Das zeigt gerade die Entwicklung des gegenwärtigen Wohnungsunwesens. Zurzeit wird aber unsere Inflationswirtschaft nicht mehr imstande sein auch diese neue Belastung von heute auf morgen zu vertragen. Rechnen wir heute bei einem Dollarstand von rund 110 Millionen Papiermark nur mit einer 24millionenfachen Entwertung, so müßte nach Aufhebung der Zwangswirtschaft eine mäßige mittlere Wohnung, die früher 600 Goldmark Mietzins kostete, heute $14\frac{1}{2}$ Papiermarkmilliarden kosten, wenn eine Rentabilität für den Unternehmer durch eine geringgradige Verzinsung des in den Bau investierten Kapitals erzielt werden soll. Sie würde wahrscheinlich aber noch erheblich teurer werden; denn dem Mietzins von 600 Goldmark lag noch nicht die 8stündige Arbeitszeit zugrunde, die naturgemäß die Materialien verteuern, die Bauausführung erheblich verlängern und damit die Kosten der Anlage und ihre Verzinsung entsprechend vergrößern muß. Die Anpassung der Mieten an ihren frühern Goldwert oder gar darüber hinaus würde eine ungeheure neue Papiermarkflut erzeugen müssen; wurden doch früher 20 bis 30 % des Gesamteinkommens auf die Wohnungsmiete

verwendet, während heute dafür der Preis eines Pfundes Butter ausreicht. Neues Papiergeld in so gewaltigen Massen würde aber einen weitem ungeheuren Sturz der Mark, also neue Teuerung und so fort das gleiche endlose Spiel erzeugen, das nun schon seit 4 Jahren gespielt wird. Auch die Erhebung einer Wohnsteuer von allen Wohnungsinhabern (wie sie in Paris besteht), aus der Baukostenzuschläge zum Zweck der allmählichen Angleichung der Mieten an die Preise des übrigen Warenmarkts gezahlt werden sollten, hat sich bei der rapiden Geldentwertung bisher stets als ein Schlag ins Wasser erwiesen. Dieser war noch keine Steuer gewachsen.

Was also soll geschehen? Es gibt nur *einen* Weg: Man muß die Aufhebung der Zwangswirtschaft im Wohnungswesen durch eine Vermehrung des Arbeitsprodukts unserer gesamten Wirtschaft möglich machen. Durch die Aufhebung der Zwangswirtschaft wird dann eine gerechte Anpassung der Mieten an den Preisstand der übrigen Produkte erfolgen, die Enteignung des Hausbesitzes rückgängig gemacht und so im Sinn der heute noch geltenden freien Wirtschaft der Anreiz zum Wohnungsneubau gegeben werden können. Das geht nur durch die Vermehrung des Arbeitsprodukts der deutschen Wirtschaft. Es geht nicht an, daß wir heute, da wir an den Folgen eines verlorenen 4jährigen Krieges leiden, weniger arbeiten als vor dem Krieg. Um diese Erkenntnis und ihre praktischen Konsequenzen für alle Teile der Bevölkerung kommen wir nicht herum, welches Problem der Not unserer Zeit wir auch anpacken, mögen wir politisch und wirtschaftstheoretisch stehen, wo immer wir wollen. Nur auf diesem Weg ist auch die Wohnungsnot, die heute den Hygieniker so erschreckt, zu beseitigen.

Die Rettung heißt also: Arbeit. Es gibt keine andere. Keine Auslandshilfe, keine Goldanleihe kann uns helfen, es sei denn, daß diese Rettungsversuche auf dem Kredit unserer Arbeit fundiert sind. Es ist ein steiler Weg, den wir zu gehen haben, aber ihn zu durchschreiten macht uns stolz und stark. Denn er führt zur Gesundung und zum Wiederaufbau. Gehen wir ihn, so werden wir von neuem das Vertrauen des Auslands gewinnen, die Inflationwirtschaft beenden, die unsere Substanz verzehrt und bis auf eine kleine Zahl von Nutznießern des Elends alle Glieder der Wirtschaft zu Not und Verkümmern verurteilt. Nur die Arbeit ist das Aktivum unseres Sechzigmillionenvolks. Durch sie müssen wir uns wiederaufrichten und unsere Volksgesundheit pflegen. Wir müssen bauen und aufbauen. Viel Zeit ist nicht mehr zu verlieren. Darum sollten die Beteiligten schon heute zusammenstehen und die Mittel suchen, um allen ein gesundes Heim und damit Lust zu neuem Leben und Wirken zu schaffen.

ADOLF BEHNE · BAUHAUSRESUMEE

GROPIUS hielt zur Eröffnung der Bauhauswoche, Mitte August in Weimar, einen Vortrag Kunst und Technik, eine neue Einheit, der als Bauhausprogramm gelten darf. Er zeigt eine neue Einstellung des Bauhauses an: Der Kult des Handwerklichen wird aufgegeben, die Verbindung mit der Industrie bewußt gesucht. Mit Recht. Längst ist dem Handwerk die Führung der Produktion entglitten, längst hat die Industrie die Führung in der Gestaltung unseres Lebens übernommen. Dennoch glaubt Gropius für die Ausbildung der Schüler das Handwerk nicht entbehren zu können. Er ist der Überzeugung,

daß, wer nicht im kleinern Kreis des Handwerks mit seiner Einheit von Erfindung und Formung die Beherrschung des Materials und die Klarstellung der Form gelernt habe, vor der Maschine und im Betrieb der Technik mit seiner zunehmenden Arbeitsteilung hilflos stehe. Ich glaube, daß hier ein Irrtum vorliegt: *der* Irrtum des Bauhauses in seiner heutigen Erscheinung.

Der Prozeß des Arbeitens mit der Maschine ist dem handwerklichen Arbeitsprozeß durchaus entgegengesetzt. Was sollte dem Künstler die Beherrschung eines Handwerks vor der Maschine helfen? Eine Frage, die um so berechtigter ist, als ja das Bauhaus den Schüler *nur* mit der Kenntnis des Handwerklichen entläßt. Es ließe sich vielleicht noch darüber diskutieren, wenn das Bauhaus in einem ersten, kürzern Lehrgang vom Handwerk ausginge, dann aber die für uns so unendlich viel wichtigere Einstellung auf das industrielle Arbeiten mit der Maschine in den Mittelpunkt seiner Lehrtätigkeit stellte, statt dem in der Hauptsache jetzt nur handwerklich beeinflussten Schüler die unerhört schwierige Auseinandersetzung mit der Maschine ohne Hilfe nach der Absolvierung des Bauhauses selbst zu überlassen. Keineswegs ist die Arbeit mit der Maschine natürlicher Fortgang der handwerklichen Arbeit. Der Denkprozeß hier und dort ist grundverschieden. Der Bauhausschüler wird also der Maschine nicht weniger ratlos gegenüberstehen als der durchschnittliche Kunstgewerbeschüler.

Handwerkliches Arbeiten ist heute kunstgewerbliches Arbeiten: bewußt oder unbewußt. Die Ausarbeitung des schönen Einzelstücks wird geziert gesucht, bis zum Snobismus. Eine bestimmte bürgerliche Gesinnung, dekorativ, unsachlich, kompliziert prägt sich aus, eine Gesinnung, die jedenfalls den Vorstoß zur letzten Einfachheit und Logik nicht riskiert, die die elementare Existenzfrage nicht zu stellen wagt. Denn diese Existenzfrage nach dem Warum würde 90 % der Produkte verschwinden machen. Es ist sehr interessant, daß dort, wo der Mut zur Logik vorhanden ist, naturnotwendig die handwerkliche Einstellung in den Werkstätten der technisch-industriellen weicht. Das belegen zum Beispiel die Goldschmiedearbeiten der Lutzkischen Werkstatt, die durch Zerlegung des handwerklichen Bastelprozesses in seine reinen Funktionen zur Industrie, zur Typik, zum Stil hinweisen. Ein anderes, verwandtes Beispiel bieten die Töpfe und Kannen aus der Werkstatt Weinands von der Hallenser Kunstgewerbeschule, die ganz ursprünglich aus den Funktionen des Fassens, Greifens, Gießens zu absolut einfacher und typischer Gestalt entwickelt sind und als Massenware in der Form gepreßt werden können. Für den Möbelbau beginnt Ähnliches der Tischler Josef Zachmann in Weimar.

Handwerkliches Arbeiten bedeutet eine bestimmte Gesinnung. Einst war das Handwerk die Deckung des allgemeinen Bedarfs. Heute ist es eine Luxusangelegenheit. Denn den allgemeinen Bedarf an Geräten usw. deckt in zunehmendem Maß die Industrie. Das Handwerk ist heute in seiner Gesinnung retardierend. Es schleppt viele schöne Dinge mit sich, die wir nicht mehr brauchen, und die wir abstoßen müssen, um endlich wieder zu einer Umgebung, zu einem Hausrat zu kommen, die zu uns passen. Handwerkliche Einstellung hemmt die notwendige Kritik und verzögert die Trennung vom Ballast. Bunte Glasfenster, bunte Teppiche, bunte Krüge: wozu brauchen wir sie? Wer handwerklich eingestellt ist, fragt nicht darnach, er macht sie immer weiter ad infinitum, mehr oder weniger gut. Aber selbst

wenn sie hervorragend gut gemacht sind, werden sie nicht *notwendig*. Wichtig ist heute vor jeder Tätigkeit zu fragen: Ist es wirklich nötig dies zu tun? Lieber mag man auf eine Leere hinstreben als auf gestopfte Kammern. Das Handwerk hindert uns am Abräumen.

Das Bedenkliche also ist, daß erst eine handwerkliche Gesinnung geweckt wird. Die Vorteile, die man sich vom Handwerk verspricht, dürften imaginär sein. Die Feinfühligkeit für das Material wird ausgebildet? Zunächst finde ich nicht, daß die Produkte der Bauhauswerkstätten eine besondere Feinfühligkeit für die verwendeten Materialien dokumentieren. Sodann prinzipiell: Es gibt nicht *die eine* Materialfeinheit und -richtigkeit. Das Handwerk hat eine ganz wesentlich *andere* Materialwahrheit als die Technik. Jene beruht auf sinnlich-gefühlsmäßigen Qualitäten, diese auf willentlich-konstruktiven, jene auf individuellen, diese auf generellen. Ganz deutlich ist doch, daß das Handwerk immer nur eben *seine* Materialität sublimieren wird. Und wie in allen Dingen beginnt auch hier für den Schüler vor der Maschine eine völlig *neue* Arbeit.

Wenn also das Bauhaus die Technik bejaht, so muß es zum Handwerk auch in seinem Lehraufbau eine andere Haltung einnehmen.

Die Inneneinrichtung des Musterwohnhauses am Horn scheint mir zu beweisen, daß handwerkliche Gesinnung, an die Maschine gestellt, ein schwer erträgliches Surrogat ergibt. Der Tisch zum Beispiel aus gutem Holz ist üppig, reich im Material wie in der Masse; aber handwerklich tot, starr, kraß zusammengeschlagen. Er will "typisch", "industriemäßig" sein, aber er ist es ganz und gar nicht, ist bei wertvollem Material strukturell roh. Die sinnliche Handwerksschönheit ist geopfert, aber die Prägnanz, Einfachheit und Sauberkeit der Maschine bleiben aus: Folge des Kompromisses. In einer Fabrik sah ich am Tag darauf einfache Arbeitstische für Werkmeister oder Zeichner. Wie elegant, wie leicht, wie überzeugend war ihre Form: eine Holzplatte auf leichtem eisernen Gestell. Man kann diesem Fabrikstisch sicherlich kein besonderes Eingehen auf die ästhetischen Werte der verwendeten Materialien nachsagen. Er kennt weder Holz- noch Eisen-sentimentalität. Der Ingenieur, der ihn konstruierte, hatte einen bestimmten klaren *Willen* und holte aus den Materialien das Möglichste an Leistungsfähigkeit heraus — und der Eindruck ist ästhetisch ausgezeichnet. Und wie war es mit den Maschinen, die in diesem Fabriksaal standen? Schmiedeeisen, Gußeisen, Stahl, Nickel, Messing, Kupfer usw.: der Ingenieur kennt ihre Spannungsverhältnisse, ihre statischen und dynamischen Qualitäten, ihre Kräfte und kümmert sich wenig um die ästhetisch-stimmungshaften Werte ihrer Erscheinung. Und welches Produkt der Bauhausausstellung könnte den Vergleich mit der absoluten, reinen Überzeugungskraft dieser technischen Produkte wagen?

Nein, ich glaube nicht, daß die Einstellung auf das Handwerk, auch wenn sie nur als pädagogische Vorbereitung gedacht ist, dem Schüler nützen kann. Worauf es ankommt, ist die Weckung des Willens, die Reinigung der Ziele, die Sicherung der Erkenntnis. Und diese Einstellung muß den Schüler in seinem geistigen Zentrum treffen. Die Spaltung zwischen Formunterricht und technischem Unterricht scheint mir nicht gut.

Was dem Schüler gegeben werden müßte, das ist ein System der erreichten Höchstleistungen auf allen Gebieten, der standards. Jeder einzelne muß

wissen: hier stehen wir heute, damit er weiß, an welcher Stelle er nutzbringend und notwendig weiterarbeiten kann. Die Basis muß fest, sicher und klar sein. Es ist sinnlos Dinge noch einmal zu machen, deren Ausichtslosigkeit oder Verkehrtheit sich schon an anderer Stelle erwies. Alle Erfahrungen müßten im Bauhaus zusammenlaufen, und immer muß jedem einzelnen klar sein, an welcher Stelle das Problem heute hält. Es darf kein Zurückgehen wieder hinter den letzten sichern Punkt geben, wenn nicht begründete Kritik es erfordert, kein Zurückgehen jedenfalls aus Laune oder Unkenntnis oder Gleichgültigkeit. Jede Arbeit muß stets den Zusammenhang in einem großen Ganzen spüren, muß notwendig sein, muß die Frage nach ihrem Wozu beantworten können. Dann erst wird die Bauhausarbeit jenen wenig erfreulichen Charakter des von wechselnden Vorbildern Abhängigen verlieren, der eine Folge dessen ist, daß das Bauhaus wohl den hohen Ehrgeiz hat stilbildend im modernen Sinn zu arbeiten, aber hierbei keinen festen Kurs geht. Nicht, daß es so viele Anregungen aufnimmt, ist bedauerlich; im Gegenteil. Aber daß es diese Anregungen nicht sachlich, eifersuchtslos weiterführt und kollektiv entwickelt, um so zu einer eigenen starken Leistung zu kommen, sondern sie äußerlich übernimmt und so das eigene Wesen immer wieder erstickt.

Das Weimarer Bauhaus fordert in mancher Hinsicht zur Kritik heraus. Doch kann diese nicht die Dankbarkeit beeinträchtigen, die wir seiner unerhört kühnen und schwierigen Arbeit zollen. Wir wünschen den Fortgang dieser Arbeit, durchaus vertrauend auf den Ernst und die Zähigkeit ihres Leiters. Es wird Gropius vielleicht nicht leicht fallen gewisse Hemmungen zu überwinden, ehe er in aller Ruhe sichern Kurs hält und in einer ganz streng erfaßten Sachlichkeit vorgeht, die erst ihn ebensowohl von den Resten alter traditioneller Kunstgewerblichkeit wie von den Äußerlichkeiten einer akademisch aufgefaßten Radikalität frei machen würde.

ELISABETH SIEWERT · DER KRICHELGARTEN ODER VON DER FÜLLE

FS tut nicht gut sich dürftig vorzukommen, deshalb nicht, weil es auf einer Täuschung beruht, die zu der schädlichen Sorte gehört. Unse sogenannte Dürftigkeit ist zudem niemals total, sie ist in Wahrheit nur das Unvermögen an unsre Besitztümer heranzukommen. Freilich ist das schon etwas barbarisch Schlimmes. Wenn es aber Gott gefällt uns unsere Besitztümer in Erinnerung zu bringen? Zu dieser göttlichen Gefälligkeit ist jedoch eine gottwohlgefällige Haltung nötig, und wenn wir uns dürftig vorkommen, hapert es an allen Ecken und Kanten mit der Haltung. Da geraten wir in den lasterhaften Zirkel, wo immer ein Mangel und Vergehen dem andern in den Schwanz beißt. Besser ist, wir rafften uns zu so viel Ehrlichkeit auf, um die Gnade zu bedenken. Aufgespeicherte Gnade, massenhafte Möglichkeiten der Erhebung in die Herrlichkeit, gar nicht zu sagen was für feine und tief sinnige und sorgfältige Fügungen, die gibt es.

Maria erlebte davon einen Anhauch im Krichelgarten. Ich meine jenes samtäugige, stille, in sich verschlossene, etwas stumpfe Mädchenkind, das nämlich mit dem grünen Armring, den es versteckt unter seinem Kleider-

ärmel, ganz oben am schwächtigen Oberarm trug; das zwar den selbstgemachten Glasperlenring offen sehen ließ, aber den Finger brennen fühlte, an dem er steckte, und von seinen roten Perlen wie von stolzen und höhnischen Königinnenaugen angeglüht wurde.

In einer östlich gelegenen Kleinstadt schlich die darbende und verwirrte Kleine, gesund und schön wie sie war, bange Nachtwandlertage auf Besuch bei einer Tante. Die Kleinstadt war mehr Garten als Haus; die Häuser taten nur nach der Straßenseite städtisch, auf der Rückseite waren sie Bauern. Unversehens hörten Pflastersteine auf, und man lief einem Gänseanger in die Arme.

Ein Nachmittag im Spätsommer, wie er sein sollte, war gut genug, daß die Tante mit Maria Fräulein Emma Neumann besuchen ging.

Das Haus ist nur ein Vorzimmer des Gartens bei solcher Witterung mit Pauken und Trompeten in alle 4 Windrichtungen hinein. Aber hinter Fräulein Emma Neumanns Gardinen, dem Backensofa und dem Backenstuhl, den kleinen Schattenbildern von Menschenschatten an den niedrigen, kaltmustrigen Wänden, dem strengen Bett auf lohgelben Pfosten, dem vorgeneigten Spiegel, dem die gescheuerten Dielen beschieden war zu verdoppeln, hinter der wehmütig mit Häkeleien ausgestaffierten Engigkeit, diesem ausgedehnten und zerteilten Fräulein Neumann also, lag ja gar kein Garten.

Ein für allemal: Kein Garten. Ein Wäldchen war es. Oder was sonst sind denn diese fremden, gruppenweise aus einer Wurzel wachsenden Bäume auf Grasland bei einander? Ein Hain. Der vollkommen ungewöhnliche Hain trug in sehr schön geordneten Mengen schwarzblaue, höchstens tiefblau Früchte. Ein von Mauern, nicht von Zäunen eingefasster Buschgarten hatte sein Wesen keine 4 Schritte vor Fräulein Emma Neumanns Hintertür auf Grasland und trug schwarzblaue Früchte, eine Pflaumenart an langen Stengeln, Kricheln mit einem Wort. Und die Stämme waren schön lichtgrau. Natürlich roch es nicht gartenhaft; weder Reseden noch Goldlack, die sonst überall weihräucherten, nicht Nelken und nicht warme Honigrosen schwammen in ihrer geistigen Süßigkeit in dieser starken, stillen Luft. Dies hier war ein großartiger Bast, Gras, Frucht und Sonnengeruch. Steine sonnten sich, feuchtes Blattwerk sonnte sich, Früchte kochten, Blätter, oben blank, schatteten energisch nach unten. Anders als sonst wo schmiedete und färbte die Sonne. Das dunklere Laub der Krichelbäume grenzte an den stolzern und tiefern Blauhimmel. Ein Durchwirkte sein von Glorie, ein Vermischte sein von Himmels- und Erdenpracht, ein Durchwölkte sein von Lebensgeruch und Luftbalsam. Der Krichelgarten gab zu verstehen: Ich bin ein großes Juwel, ich bin bleibende, eingeerntete, geformte Poesie, ein Teil des immerwährenden Genusses, eine Paradiesesprobe und Lockung, aber vollwertig. Und, du Wesen, das mich anstaunt, bist mir gleich, du bist mein liebes Geschöpf und schön.

Sehr merkwürdig, daß das Fräulein Emma hinter ihrem Hause war. Eine gleichmäßig auftretende Blümchenart durchzog das hohe, klare Gras, kalkweiße unbedeutende Blümchen, das muß noch gemeldet werden. »Geh nur in den Garten« sagte Fräulein Emma Neumann, ihre altelfenbeinfarbenen, knöchlichen, erfahrenen und verzichtenden Matronenhände unter ihrem Busen zusammenlegend. »Du findest Kricheln im Grase. Nicht einmal Küchen-

kräuter« sagte sie zu Marias Tante ruhig und milde, »Gott bewahre, nichts, nichts gedeiht. Der selige Vater pflanzte die Kricheln.«

Wie Gesang mischten sich diese Worte in den Naturgesang an dieser Stätte. Geh in das still wartende Gras, Maria; deine Füße finden zwischen seidenen Fahnen und lichtbraunen Täschchen ihren Raum. Grüße die einfältigen kalkweißen Blümchen feierlich. Himmle auf zu der schwebenden Kraft der starkgrünen Baumblätter, sie sind der richtige Erden schmuck für dein Verlangen. Gerade so viele, so schwarzblaue, so quellende Früchte wünschtest du dir zu sehen; es ist ein großes Freuen; da habt ihr euch. Bewege deine Glieder; anders und wirksamer bewegt ist dein Gemüt von unnennbaren heimatlichen Zaubern.

Erschrick vor der Mauer, Maria, die du geradeaus gehend findest. Die beiden anderen, die deiner wiedergefundenen Welt eine treue und mächtige Grenze vor der Welt der Blumen und Krautgärten, der Bürgerhäuser, Gänseweiden und Äcker bedeuten, sind dir nicht einverleibt, anspruchsvolle Maria. Denn es sind Mauern, die noch keine 100 Jahre stehen. Doch diese Steine, geradeaus gelegen, diese Geistererscheinung am hellen Sommernachmittag bei vollem Sonnenschein: es ist eine sehr alte Mauer. Du kommst zu ihr und hörst sie ihren Kanon sagen, der ist älter als dein ältestes Kindergedicht. Zartem Gebläse ähnlich hängen Erlebnisse an diesem Gefüge. Auf einigen über einander liegenden Steinen, vielleicht einem Pfeilerrest, sind plumpe Meißelungen sichtbar: halbkugelförmige Blumenblätter bei einander, Zacken, eine Krone, oder Laub, oder Buchstaben.

Das ist noch einmal ein neues Bilderbuch, das ist ein angenehmer Kanon, der das, was er sagt, innerlich widerhallen läßt. Lieber Pfeiler, der ein trübes Auge aufmacht, in dem sich endlich etwas von zu Hause spiegelt.

Wer hat dem Garten den Quell geschenkt? Aus der alten Mauer kommt er in einer Rinne zum steingehöhlten Becken, darin tut sich der klare, blanke Gast genug und fließt über durch eine Einbuchtung. Gerade so wie es das Rinnsal tut, wie es gefaßt ist, fließt, zwischen schrill grünen Blattpflanzen ruht, blinkt, flüstert, feuchtet es die trocken hängenden Wurzelfäserchen von Marias Gemüt.

Kricheln fielen in die Wasserfurche. Niemand braucht sie. Niemand schöpft Wasser. Wozu auch? Was wäre zu begießen? Hier ist alles fertig und einig und aus Gottes Gnaden schön. Vogel trinkt, nippt nur und ist gestillt, schnell fort, singt Kunde vom Himmel auf Erden.

Still, sachte, Maria ist auch niemand, denn sie ist verbunden und verwoben mit dem Geist der Stätte. Und wenn sie jemand ist, o, dann ist sie sehr erlesen und von Uradel. Ihre linke Hand tut, was sie muß: Sie streift den grünen Armring aus seinem Versteck oben nahe der Schulter herunter auf das Handgelenk. Da, jetzt hat die Hand, was ihr durchaus wohl tut; jetzt ist der Armreif zufrieden. Jeder Finger ist satt und lieblich. Das Glasperlenringchen nahm eine andere Miene an: Üppig und verwandtschaftlich zärtlich glühen seine roten Fünkchen herauf in sehr schöne, reiche, stolzglückliche Samtaugen. Gerade diese Blumengrazie salbte Marias Glieder; dies Gras im Krichelgarten schleierte sie in zarten Reichtum ein; diese Stämme stärkten ihren Anspruch; dieses Laub öffnete ihr als eine Bogenlaube den Zutritt zu dem ahnenreichen Fest der Freude.

Man ruft aus dem drastischen Bürgerhäuschen, aus der wehmütig mit Häkeleien ausgestaffierten Enge nach Maria. Sie soll jetzt aus dem Garten kommen. Aber wo hört der Garten auf? Wo fängt Maria an? Wenn sie aus dem Hain der Wonne geht, ist sie deshalb nicht von ihm getrennt. Warum denn Trennung? Warum Ferne? Wo der Geist die liebende Zugehörigkeit aufdeckt, verwischen sich alle Hindernisse; er wird endlich Meister und verbindet das, dem Wesen, in dem er erwachte, Angemessene, aus allen Regionen.

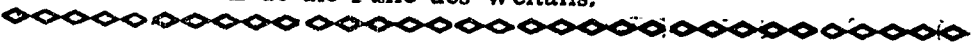
Maria lehnt ihren Kopf an den Busen der Tante. Der Druck der Hausatmosphäre, der ihr nicht angemessen ist, macht sie anlehnungsbedürftig. »Dein Mundchen ist nicht blau. Hast keine Kricheln gegessen. Ich hab' im Korb, wenn du magst« sagte Fräulein Emma Neumann milde und ruhig. Und zu der Tante: »ne andre Ernte hab ich nicht aus dem Garten. Trocknen lassen sie sich nicht, Unter der Schale sind sie bitter. Auch Mus«, die Sprecherin lächelte gut und geduldig wie eine einfältig sanfte Sphinx, »auch Mus läßt sich nicht kochen. Wenn wenigstens ein paar Lepinenbäume dazwischen wären. Keine. Mein seliger Vater pflanzte die Kricheln.« Da war wieder der sich in die Musik des Lusthains mischende Wohl laut in Fräulein Emma Neumanns Stimme.

»Sie bangt sich nach Hause« sagte die Tante an dem jungen, schweren, glänzenden Haar hinstreichend, da wo Marias Schläfe und Ohr ihr nahe war. Die Tante tat, was sie konnte, sie hielt still als Ruhekissen und ließ das, was sich bei ihr bergen wollte, sonst in Frieden. Was konnte mehr verlangt werden von Marias Tante? Da sie am Ende auf ihre eigenen Gnadenbezeugungen paßte und schrecklich dringend darauf angewiesen war ihnen zu begegnen, tat sie immerhin genug daran ein geduldiges Ruhekissen für ihre Nichte abzugeben, sie, die eine aufgeregte und erschöpfte Ungeduldige war. Ruckweise ist sie fromm, ruckweise aufgeklärt; dann und wann Brei, dann und wann materielles Geschiebe mit ein paar verzweifelt herausgesteckten Fähnchen. Nun ja, ihr Krichelgarten sieht anders aus als Marias, der, Gottswunder, vor der Hintertür des Kleinbürgerhauses lag.

»Sie bangt sich nach Hause« wiederholte die Tante immer stillhaltend, immer hinstreichend auf dem Haar an Marias Schläfe und Ohr. Damit hatte sie recht. Aber nicht gerade mit dem, was sie unter dem zu Hause meinte. Denn nicht dahin, wo sie geboren war und wohnte, bangte sich Maria sondern nach Girgente auf Sizilien.

Später, als sie nach Girgente auf Sizilien kam, kam sie sehr nach Hause. Ja und Amen sagte sie zu dem ruinenhaften Junotempel, den Resten des Jupitertempels, zu jedem alten Torbogen im Muschelkalkstein, zu jedem Denkstein alter heiliger Stätten; zu der leichten, sonnenstarken Luft, der kraftvoll wuchernden Vegetation, zum Farbenwunder des südlichen Meeres, zu den Gebirgstheatern, den Felsenquellen. Vom Krichelgarten nach Girgente und dem Umkreis des Ätna, das war gar kein Sprung, das war ein Einfließen, eine Selbstverständlichkeit.

Wunderherrlich, wenn der Scheintod der Dürftigkeit aufhört, fängt das Leben des eingeborenen Geistes an; er schafft dem eigentümlichen Verlangen auf allen Stätten der Erde die Fülle des Weltalls.



FRIEDRICH SIGMUND · ZUM THEATER DER ZUKUNFT



UR eine Anregung zur Diskussion dieser Frage, die in ihrer Verbindung von wirtschaftlichen und künstlerischen Faktoren brennend ist, sollen die folgenden Anmerkungen geben. Es wird da eine tatsächlich sich vollziehende Entwicklung aufgezeigt und die Aufmerksamkeit auf die aus ihr zu ziehenden Konsequenzen gelenkt. Ob diese unabweisbar sind, das mag die weitere Erörterung, die zu wünschen wäre, entscheiden. Mit meinen Feststellungen sind keineswegs Werturteile über das Theater der Zukunft und seine Elemente verknüpft. Es soll nur ausgesprochen werden, was ist. Und dies ergibt in meinen Augen das folgende Bild.

Das Defizit der Bühnen steigt beharrlich weiter. Der ungeheure Aufwand an Personal, Ausstattung, Maschinerie, Kraft, Licht usw., endlich die Amortisation der weitläufigen, sehr kostspieligen Gebäude: alles das kann durch die Einnahmen nicht annähernd mehr gedeckt werden. Eine weitere Erhöhung der Eintrittspreise wird in gleichem Maß einen Ausfall an Einnahmen zur Folge haben. Überall schlecht besetzte Häuser, weil die Eintrittspreise nur für wenige noch erschwinglich sind. Die ungeheuren Defizite der Staatstheater werden auf die Dauer durch Staatseinnahmen nicht mehr ausgeglichen werden können. Den Zusammenbruch der heutigen Bühne, die mit ihren Inszenierungen mehr einem Zirkus als einem Theater gleicht, werden auch die verzweifeltten Anstrengungen der Direktoren, die in ihrem geistigen Bankrott die Dichter aller Zeiten heraufbeschwören und ihr Repertoire mit wohlfeiler Romantik und erotischen Geschmacklosigkeiten durchsetzen, nicht aufhalten. Indem wir mit einiger Genugtuung den Niedergang dieser Bühne, in der sich fast nur noch Schwachsinn, Lüge und Banalität manifestieren, beobachten, festigt sich der Kinobetrieb immer mehr. Die Eintrittspreise im Kino betragen durchschnittlich ein Drittel der Theaterpreise, der Kino ist heute das Theater der Masse. Die Darstellungsmöglichkeiten im Kino sind derart, daß an eine Konkurrenz seitens der Bühne überhaupt nicht mehr gedacht werden kann. Jeder Versuch durch Drehbühnen oder sonstige Vorrichtungen die Effekte zu steigern wirkt gegenüber der leichten, eleganten Darstellungsweise im Kino schwerfällig und lächerlich. Der Kino ist in jeder Hinsicht entwickelungsfähig, und man darf die Hoffnung hegen, daß sich der dort herrschende Geschmack später bessern wird. Einstweilen ist man jedenfalls dem Kino zu größtem Dank verpflichtet, weil er die altersschwache Bühne in den Bankrott getrieben hat. Daß dieser Bankrott katastrophal und endgültig werde, dafür wird die weitere Entwicklung sorgen.

Der Kino ist vollkommen auf das *Auge* eingestellt, weshalb er sich in erster Linie der Darstellung des Gegenständlichen wird zuwenden müssen. Er stellt zugleich die einfachste, konzentrierteste Form der Vermittlung durch das Auge dar Situationen in raschestem Wechsel zu erfassen. Daraus ergibt sich schon, wie unsinnig es ist, wenn die Bühnen in Stoff und Darstellung mit dem Kino in Konkurrenz treten. Die heutige Bühne ist durch den Kino überholt. Eine vollständige Umgestaltung ist notwendig, wenn die Bühne ferner überhaupt noch existieren soll. Im Gegensatz zum Kino muß sich die Bühne künftig auf das *Gehör* einstellen. Das kommt nicht unerwartet;

die Räder der Entwicklung greifen alle in einander. Die jüngste Dichtergeneration hat sich ganz und gar der Philosophie zugewandt. Der Dichter will kein Theater in seitherigem Sinn mehr, keine Täuschung, keine Pose und keine Schminke. Er will Wahrheit, unter allen Umständen Wahrheit, auch wenn die Wahrheit als relativer Begriff in jeder Epoche nur einen Maximalwert an Verstandesschärfe darstellt. Die künftige Bühne braucht wenig Raum und nur die denkbar einfachste Ausstattung. Sie braucht wenig Personal und wenig Schauspieler, aber Schauspieler mit guter Bildung.

Freilich fehlt es nicht an Leuten, die gegen eine solche "intellektuelle Bühne" protestieren und sagen, das Theater gehe am Intellekt zugrunde. Das ist ganz richtig, aber naturnotwendig, denn man will heute kein Theater mehr, der Dichter will es nicht mehr, die Entwicklung will es nicht mehr. Man sei unbesorgt: Weib, Musik, Tanz, Alkohol, Kino, Variété, Zirkus usw. sorgen immer noch für Rausch und Schminke. Im übrigen wird sich die Entwicklung um das Lamento der Romantiker wenig kümmern; sie ist stärker als der langsame Verstand einer in ihren Schwächen versinkenden Masse. Der sich immer kräftiger an die Oberfläche drängende Hang nach Wahrheit liegt tief in der Entwicklung begründet. Indem wir zur Natur zurückkehren und ihren Sinn zu erfassen suchen, mehren sich die Gefühlsinstinkte, und da brauchen wir mehr denn je den Intellekt, der dem Gefühlskomplex das Gleichgewicht hält. Dort Gefühl, hier Intellekt: das sind die beiden Pole, zwischen denen die Menschen hin und her gravitieren. Heute steckt die Welt bis an den Hals in eingebildeten Gefühlen einer Scheinromantik. Da kann sie nur ein scharfer Intellekt retten.

Die heutigen Theaterdirektoren und Verleger werden kaum mehr zu dieser Erkenntnis gelangen. Der moderne Dichter wird die nächste Generation abwarten oder eine eigene Bühne gründen müssen.

RUNDSCHAU

ÖFFENTLICHES LEBEN

Sozialpolitik / Lydia Eger

Achtstundentag Seit Monaten geht durch die wirtschaftlich und sozialwissenschaftlich interessierte Welt der Streit um den Achtstundentag und das Koalitionsrecht; ein Streit aber nicht in dem Sinn, daß Arbeitgeber und Arbeitnehmer sich gegenüberstehen, sondern so, daß die Gegensätze innerhalb eines früher einheitlichen Lagers entbrannt sind. Nachdem die Sozialistischen Monatshefte die Diskussion über den Achtstundentag unter dem Gesichtswinkel der Produktionspolitik eröffnet hatten, ließ Heinrich Herkner einen Aufsatz Sozialpolitische Wandlungen in der wissenschaftlichen Nationalökonomie im Arbeitgeber erscheinen, der dann weitere Erörterungen nach sich zog. Herkner sieht in den Ereignissen des November 1918 den Eintritt einer großen Wandlung, insofern, als an Stelle des

früheren Versagens der Rechtsgleichheit an die Arbeiter die Gleichberechtigung der Arbeiter, ja sogar ein so starker Einfluß der Arbeiterschaft auf die Gesetzgebung getreten ist, daß ihre Interessen, obgleich sie im Gegensatz zum allgemeinen Volksinteresse standen, zum Sieg kamen. »Namentlich 2 Beziehungen sind es, in denen die Politik der Gewerkschaften den Interessen unserer wirtschaftlichen Wiedergeburt so nachteilig ist, daß sie Gefahr laufen auch bei Gelehrten, die Jahrzehnte hindurch die Grundgedanken der Gewerkschaftsbewegung mit größtem Eifer verteidigt haben, alle Sympathie zu verlieren. . . . Es handelt sich einmal um den harinäckigen Widerstand, welcher der unserm Notstand gerecht werdenden Verlängerung der täglichen Arbeitszeit entgegengesetzt wird. . . . Ein großer Teil des Elends beruht auf der unseren Verhältnissen durchaus unangemessenen Abkürzung der Arbeitszeit. . . . Neben der gemeinschädlichen Ar-

beitszeitpolitik ist es die Weigerung der Gewerkschaften die unbedingt gebotenen Einschränkungen des Streikwesens anzunehmen, welche die sozialwissenschaftlichen Kreise gegen sie einnimmt. . . Die Gewerkschaftsführer werden auch nicht imstande sein die Meinung als Klassenborniertheit der Bourgeoisökonomien hinzustellen, da ihre Politik von vielen wissenschaftlich gebildeten Sozialisten, von Männern wie Schippel, Lindemann, Cohen, Kaliski, Wolfgang Heine und anderen, ebenso scharf verurteilt wird.«

»Diese offene Kriegserklärung eines der bedeutendsten Führer des Kathedersozialismus an die Sozialdemokratie und die sozialdemokratischen Gewerkschaften ist von großem Interesse für die Öffentlichkeit.« So schreibt das Geraische Tageblatt. Aus den Äußerungen von den verschiedensten Seiten sei folgendes hervorgehoben. Das Korrespondenzblatt des Allgemeinen deutschen Gewerkschaftsbundes behauptet, nur das Unternehmertum sei schuld an dem Produktionsrückgang. Durch das Sinken der Mark, das eine ständige Abnahme des Arbeiterreallohns mit sich brachte, sei der Unternehmer in in der Lage heute den ausländischen Konkurrenten zu unterbieten. Die technischen Einrichtungen werden daher nicht mehr verbessert. Dazu kommen die Zusammenschlüsse der Unternehmer zum Zweck der Produktionseinschränkung (zum Beispiel Zementsyndikat). Aus christlich-gewerkschaftlichen Kreisen (Wilhelm Herschel /Berlin/) wird geltend gemacht, daß, wenn auch formal die Gleichberechtigung für den Arbeiter jetzt durchgeführt ist, doch materiell die Arbeiterfrage noch in keiner Weise gelöst sei: die rechtliche und seelische Entfremdung des Arbeiters von Produktionsmitteln und Beruf, die Unsicherheit des Lebensunterhalts bei Erwerbslosigkeit, das ungerechte Steuerwesen. »Je aktiver die Wirtschafspolitik ist, um so aktiver muß auch die Sozialpolitik sein.«

Aus dem Kreis des Gewerkschaftsbundes der Angestellten wurde von Gerhard Hutzscher /Berlin/ Herkner folgendes entgegnet: »Immer wieder haben die Gewerkschaften betont, daß sie einer Verlängerung der Arbeitszeit durch tarifliche Abmachung in den Einzelfällen zustimmen würden, in denen sie einen sichern Erfolg im Sinn einer realen Produktionssteigerung annehmen müßten. Das heißt, das Interesse der Nation, nicht das Gewinninteresse einzelner Unternehmer müßte in Frage stehen, und der volkswirtschaftliche Gewinn dürfte nicht durch Steigerung der Arbeitslosenziffer

wieder illusorisch werden. Wenn bei uns gleichwohl mehr Streiks stattfinden als die strenge volkswirtschaftliche Beurteilung zulassen möchte, so sind daran wirklich nicht nur die Arbeitnehmer schuld. Es darf auch nicht übersehen werden, daß der Streik das einzige einigermaßen wirksame Mittel ist, welches den Arbeitnehmern in ihren entscheidenden Auseinandersetzungen mit den ihnen auch heute noch tatsächlich überlegenen Unternehmern zur Verfügung steht.«

Zustimmung fanden Herkners Ausführungen zum wesentlichen Teil bei Wilhelm Kulemann: »Bis vor 4 Jahren waren in dem sozialen Kampf die Arbeiter der schwächere Teil; heute ist das Gegenteil der Fall; denn über Nacht sind sie der ausschlaggebende Teil im Wirtschaftsleben geworden. Eine derartige Machtverschiebung ohne Schaden zu tragen übersteigt die sittliche Kraft des Durchschnittsmenschen; wir dürfen uns also nicht darüber entrüsten, daß auch die Arbeiter der an sie herangetretenen Versuchung unterlegen sind. Sollte es nicht geboten sein, wenn man sich nicht entschließen kann allgemein bei Arbeitsstreitigkeiten die Entscheidung in die Hand einer unabhängigen Instanz zu legen, wenigstens in solchen Fällen die Selbsthilfe zu untersagen, in denen das öffentliche Interesse dies besonders dringend erfordert? Auch die Gewerkschaften verdienen einen solchen Tadel, wenn sie die rücksichtslose Durchführung des Achtstundentags gerade jetzt fordern, wo die Steigerung der Arbeitsleistung das einzige Mittel ist, um Deutschland vor dem Untergang zu bewahren.« Daneben gibt aber Kulemann zu, daß er die Gewerkschaften und die Arbeiterschaft als Ganzes psychologisch verstehe, insofern als die wahnsinnige Preissteigerung Erbitterung und Gärung gezüchtet hat, so daß die Gewerkschaftsführer um ihrer Stellung willen vieles gegen ihre Überzeugung auf Drängen der Arbeitermassen sagen und unternehmen müssen.

In einem Aufsatz in der Deutschen Allgemeinen Zeitung im April 1923 über Massenwohlstand und Gewerkschaftspolitik betonte Herkner nochmals: »Nun genügt es aber nicht, wie schon zum Überdruß nachgewiesen ist, daß wir die Friedensproduktion wieder erreichen. Der Massenwohlstand der Kriegsvorzeit ist nur mit Hilfe größerer Leistungen erzielbar. Es läßt sich also keine Sozialpolitik denken, die dem ureigensten Interesse der Arbeiterklasse selbst mehr widerstreitet als das Verbot länger als 8 Stunden zu arbeiten.«

Von besonderem Interesse sind die Ausführungen Lujo Brentanos zu dieser Frage, des einzigen Überlebenden derjenigen, die vor 50 Jahren die Gründung des Vereins für Sozialpolitik betrieben, und der seitdem zu den Fragen der Koalitionsfreiheit wie der Arbeitszeit immer wieder das Wort nahm (Der Ansturm gegen den Achtstundentag /Berlin, Verlagsgesellschaft des Allgemeinen deutschen Gewerkschaftsbundes/). Brentano weist zunächst die Behauptung Herkners zurück, daß der Achtstundentag eine Frucht des Zusammenbruchs sei. Der Kampf um den Achtstundentag hatte längst nicht nur England, Australien und viele amerikanische Staaten erfaßt, sondern auch in Deutschland war seit Jahren dafür demonstriert worden. Kein Wunder, daß die Gewerkschaften im November 1918 seine Einführung forderten, keine Unklugheit der Arbeitgeberverbände, daß sie dieser Forderung entsprachen. Seitdem folgten vor allem durch den Beschluß von Washington 1919 andere Staaten. Dann auf die Wirkung des Achtstundentags kommend, schreibt Brentano: »Ganz besonders aber erscheint es fraglich, daß eine Bedrohung der deutschen Konkurrenzfähigkeit, die ja aus verschiedenen Ursachen stattfinden könnte, wie infolge des Mangels an Rohstoffen, an Eisenbahnwagen für Kohlen, gerade durch den Achtstundentag verursacht sei. Beide Parteien sind einig, daß es für den Fortbestand des deutschen Volks als selbständiger Nation unerläßlich ist, daß die Produktion so gehoben wird, daß das deutsche Volk 1. von dem, was es jährlich erarbeitet, zu leben und 2. die Reparationen zu zahlen vermag. Sie gehen auseinander nur hinsichtlich dessen, was das Zurückbleiben der deutschen Produktion verursacht hat und dementsprechend hinsichtlich der Mittel, die zu ihrer Wiederhebung zur Anwendung kommen müssen.« Folgende Ursachen des Rückgangs stehen im Vordergrund: der Rückgang in der Arbeitsleistung, der während des Krieges betriebene Raubbau in den Kohlengruben, der mangelhafte Wiederersatz der Abnutzung von Maschinen, der Stillstand der Technik in vielen Betrieben. Über den Rückgang der Arbeitsleistung hätten die Siegerstaaten genau so geklagt, nur daß dort diese Erscheinung schneller überwunden worden wäre, weil Unterernährung, Teuerung keine Rolle dabei spielten. Außerdem konnte das physiologische wie das psychologische Unlustgefühl durch Einführung des Stücklohns überwunden werden; und der Widerstand

gegen den Akkord hört auf, sobald das Akkordsystem nicht zur Drückung und Erpressung verwendet wird. Die Ermüdung nimmt wie eine geometrische Progression mit der Verlängerung des Arbeitstags zu. Eine Aufhebung des Achtstundentags würde, meint Brentano, zu einer Sabotierung des verlängerten Arbeitstags führen, so daß von einer Produktionssteigerung nicht mehr die Rede sein könnte. Ein sonderbares Argument. Als ob es nicht gerade Pflicht der Gewerkschaften wäre durch Erziehung der Arbeiter solcher Sabotierung entgegenzutreten. Die Sabotage ist doch kein Naturprozeß. Ein schwerer Fehler ist das Stocken der technischen Verbesserung in den Betrieben. »Heute wird verlangt, daß der unterernährte deutsche Arbeiter dem gut ernährten ausländischen, der nur 8 Stunden arbeitet, Konkurrenz macht, indem er in 9stündiger Arbeitszeit seine Arbeitskraft erschöpft, damit er dem kapitallosen Arbeitgeber das Kapital schaffe, das dieser zur rationalen Einrichtung seines Betriebs braucht. Ist Geheimrat Herkner damit einverstanden? ... Aber allerdings übt es einen Einfluß auf die Lage der Arbeiter in den einzelnen Gewerben aus, wenn die Dauer des Arbeitstags durch die Gesetze festgelegt ist, und dieser Einfluß hat mich, obwohl ich aus hygienischen, sittlichen, geistigen und politischen Gründen allezeit für eine Begrenzung der Arbeitsdauer eingetreten bin, stets zum Gegner einer gesetzlichen Festlegung eines Normalarbeitstags gemacht. Ich bin stets dafür eingetreten, daß die Regelung der Arbeitsdauer der gemeinsamen Festsetzung durch Arbeitgeber und Arbeiter im Tarifvertrag überlassen bleibt. Durch die Akte der Reichsregierung an die Reparationskommission im November 1922, die die Festhaltung des Achtstundentags betonen, ist die Frage gesetzlicher Feststellung des Achtstundentags als Prinzip der Diskussion entrückt. Es kann sich nur darum handeln, ob die Ausnahmen auf tariflichem oder behördlichem Wege bestimmt werden sollen.« Brentano vertritt die tarifliche Regelung, meint allerdings, daß das Gesetz über Tarifverträge, um diesen Zweck zu erreichen, einer wesentlichen Änderung bedarf. Zusammenfassend sagt Brentano: Die meisten gegen die deutschen Gewerkschaften erhobenen Vorwürfe haben sich nicht als etichhaltig erwiesen. Die Gewerkschaften verschließen sich nicht der Notwendigkeit einer Produktionssteigerung. Der Achtstundentag ist mittels Tarifvertrags in vielen

Ländern eingeführt. Wo ein Rückgang der Arbeit durch die Natur der Sache verursacht worden ist, kann dieser durch Betriebsverbesserungen ausgeglichen werden. Die Preise der Produkte bieten die Mittel zur Einführung solcher Verbesserungen.

Im ganzen ist die Argumentation Brentanos die alte der Vorkriegszeit. Daß es sich heute, nach dem Zusammenbruch, um ganz andere Vorbedingungen und ganz andere Aufgaben handelt, berücksichtigt dieser Veteran der Sozialpolitik nicht. Die Methoden der Vorkriegszeit reichen aber für unsere Epoche nicht mehr aus. Der Ruf nach einer neuen Sozialpolitik, die sich ganz und gar auf den Produktionserfordernissen aufbaut, wird nicht mehr verstummen.

Informationsmittel Eine systematische Einführung in die neuen Bestimmungen der *Kinder- und*

Jugendfürsorge gibt Christian Jasper Klumker in einem Heft des Pädagogischen Magazins /Langensalza, Hermann Beyer & Söhne/. Das Heft enthält auch den Wortlaut des Reichsjugendwohlfahrtsgesetzes, des Jugendgerichtsgesetzes und der wichtigsten Landesgesetze. In einem andern Heft des selben Magazins (Reichsjugendwohlfahrtsgesetz und ländliche Wohlfahrtspflege) liegt der Bericht über den von der Zentrale für private Fürsorge in Frankfurt am Main vom 25. bis zum 29. September 1922 auf der Wegscheide veranstalteten Kursus vor und damit sehr wesentliches Material über den Arbeitskreis der ländlichen Jugendwohlfahrtsämter: Säuglingspflege, Kleinkinderwesen, Vormundschaft usw.; daneben über Organisation und Finanzierung der ländlichen Wohlfahrtspflege.

Kurze Chronik Die *Geldentwertung* macht dauernde Änderungen der Barleistungen und Beträge in der Sozialversicherung nötig. Neue Verordnungen versuchen die Summen nachträglich dem Markt anzupassen. Wesentlich ist, daß im Sozialpolitischen Ausschuß des Reichswirtschaftsrats die Vereinheitlichung oder Beseitigung der Verdienstgrenzen erörtert worden ist. Es wurde beschlossen: Durch Verordnung der Reichsregierung ist auf dem Gebiet der Sozialversicherung, kontrolliert durch die Befugnis gemeinsamen Einspruchs des Reichstags gegen getroffene Festsetzungen, die jeweils erforderliche Änderung der Gehaltsgrenze beschleunigt vorzunehmen. Der Ausschuß erwartet, daß die Reichsregierung diese

Festsetzung tunlichst einheitlich für sämtliche Versicherungszweige trifft. Bei Neufestsetzungen der Gehaltsgrenze in der Sozialversicherung hält der Ausschuß einen Maßstab für notwendig, der das Verhältnis des Vorkriegszeitlohns zu den gegenwärtigen Nominallöhnen berücksichtigt. ◊ Von den deutschen Spitzengewerkschaften wurde ein Achterausschuß gebildet, der mit dem Finanzministerium Richtlinien für *wertbeständige Löhne* herausgab. Es wurde bestimmt: Der Ausschuß soll die Löhne der Arbeiter wöchentlich dem Geldwert anpassen. Über die Höhe des Reallohns verhandeln nach wie vor die Vertragsparteien selbst. ◊ Eine Erhebung des Internationalen Arbeitsamts über die *Lohnentwicklung* zeigt, daß die Senkung der Löhne in den hochvalutarischen Ländern zu einem Stillstand gekommen ist. ◊ Einer Reform der *Kriegsfolgehilfe* ist auf dem Deutschen Städtetag in Heidelberg zugestimmt worden. Es wurde bestimmt, daß bei den Sozialrentnern die einheitlich aufgestellten Einkommensgrenzen fallen und den Gemeinden die Höhe der Unterstützung überlassen bleiben sollen. An Stelle des Quotisierungsverfahrens beim Ersatz der Gemeindeaufwendungen durch das Reich soll bei den Fürsorgezweigen die Gewährung von Pauschsätzen treten, die nach der Zahl der Unterstützungsbedürftigen und dem Existenzminimum zu berechnen wären. Die privaten Wohlfahrtsanstalten sollen sich durch richtige Pflegesätze in der Hauptsache selbst helfen; über Zuschüsse an Gemeinden mit örtlichem Wirkungskreis muß die Gemeinde selbst endgültig befinden, bei größerem Wirkungskreis der Anstalten sollen regionale gemischte Ausschüsse entscheiden. ◊ Die Tagesordnung für die *Konferenz von Arbeitsstatistikern*, die Ende Oktober in Genf stattfinden soll, sieht die folgenden Punkte vor: Einteilung der Industrie und Berufe für Zwecke der Arbeitsstatistik, Statistik der Löhne und der Arbeitszeit, Statistik der Arbeitsunfälle.

Literatur Für die Sammlung Flugschriften der Stimmen der *Zeit /Freiburg, Herder & Co./* hat der Jesuitenpater *Bernhard Duhr* eine Arbeit Das große Kindersterben und Kinderelend in Deutschland geschrieben. Gewiß sind die Zahlen und Beispiele schon wieder im ungünstigen Sinn überholt, aber das Elend packt den Leser furchtbar genug. Und das ist ja auch der Sinn all dieser Schriften: Sie sollen aufrütteln und Hilfe fordern.

Sozialistische Bewegung / Wally Zepler

Martow † In der Nacht vom 3. zum 4. April starb in einem Sanatorium im Schwarzwald nach schwerem Leiden in seinem 50. Lebensjahr der Führer der russischen Sozialdemokratie Julius Zederbaum, in Rußland wie in der Internationale bekannt unter dem Namen Martow. Bei seiner Leichenfeier im Wilmersdorfer Krematorium in Berlin standen neben deutschen Sozialdemokraten hervorragende russische Genossen: Dan vom Zentralkomitee der russischen Sozialdemokratie, der ihm die Totenrede hielt, Abramowitsch, Zeretelli, Tschernow, Judin (vom Jüdischen Arbeiterbund) und Maxim Gorkij. Sie alle riefen ihm ins Grab Worte des Dankes für sein Wirken und der menschlichen Liebe und Freundschaft nach. Denn Martow galt unter seinen Freunden als einer der Reinsten und Besten. Er war in einer alten jüdischen Gelehrtenfamilie geboren, wurde schon in seinen frühen Jugendjahren in die revolutionäre Bewegung des Landes hineingerissen. Bald wurde er einer der Führer der Gruppe, die um die Mitte der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts die Sozialdemokratische Arbeiterpartei Rußlands gründete. Unter den später bekannten Führern gehörten ihr in der Gruppe der Befreiung der Arbeit Axelrod, Plechanow, Wjera Sassulitsch, Leo Deutsch und neben Martow Dan und Lenin an. Martow war von Anfang an in der Redaktion des Zentralorgans der Partei ebenso wie in ihrem Zentralkomitee. 30 Jahre lang arbeitete er als Schriftsteller und Redner im Dienst der Partei, trieb überall, im In- wie im Ausland, Propaganda, studierte und arbeitete unermüdlich. Sehr bald lernte er, wie alle russischen Sozialisten, Kerker und Verbannung kennen. Aus Sibirien ging er 1906 ins Exil ins Ausland. Er schrieb viel auch für deutsche Parteiblätter. Der Kreis seiner geistigen Interessen war weitgedehnt. In den letzten Lebensjahren entfaltete er eine lebhafte Propaganda gegen den Bolschewismus. So nahm er auf dem Hallenser Parteitag der Unabhängigen Sozialdemokratie noch, damals schon tödlich krank, das Wort, um gegen Sinowjew aufzutreten, und seine Rede mag manchem Genossen, der noch an die bolschewistischen Phrasen glaubte, die Augen geöffnet haben. Trotzdem war seine Stellungnahme gegen die Bolschewisten wie die mancher anderer russischer Sozialdemokraten nicht klar und scharf genug; er behandelte sie

immer noch als irrende Brüder, statt sie deutlich als das zu kennzeichnen, was sie sind: Zerstörer und Feinde des Sozialismus.

Der Kämpfer und Mensch Martow wird in der Geschichte des internationalen Sozialismus einen dauernden Platz finden.

Hepner † Ende April starb in München plötzlich im Alter von 76 Jahren der altbekannte Genosse Adolf Hepner, der 1908 aus seiner zweiten Heimat Amerika nach Deutschland zurückgekehrt war. Hepner gehörte nicht allein den Lebensjahren nach zu den Alten, den Heroen des deutschen Sozialismus. Er entstammte auch geistig jener Generation aus der Ära des Sozialistengesetzes, für die der Sozialismus eine Religion, der Kampf für ihn eine heilige Aufgabe war. Wie alle die Sozialisten jener Zeit fand Hepner es selbstverständlich, daß er der Arbeit für die Partei alles, Schaffen, Genuß und Wohlbehagen hingab. Die Anregung sich in die sozialistische Gedankenwelt zu vertiefen empfing Hepner in seinen Studienjahren durch die Beschäftigung mit den Schriften Lassalles; später lernte er Bebel und Liebknecht kennen und trat in die sozialdemokratische Partei ein. Schon 1869 übernahm er die Redaktion des Volksstaats. Die Opposition, die auch er im Volksstaat gegen die Annexion Elsaß-Lothringens machte, verwickelte ihn mit Liebknecht und Bebel in den Leipziger Hochverratsprozeß. Er mußte zwar freigesprochen werden, wurde jedoch aus Leipzig ausgewiesen und ließ sich dann in Breslau nieder, wo er eine Buchhandlung gründete. Von dort wanderte er nach den Vereinigten Staaten aus. In Saint Louis führte er ebenfalls die Redaktion eines sozialdemokratischen Blattes. Die letzten Lebensjahre, in denen er bald in Dresden, bald in München seinen Wohnsitz aufschlug, verbrachte er in großer materieller Unsicherheit.

Hepners literarische Arbeit galt neben politischen auch philosophischen Problemen. Er war ein Anhänger Josef Dietzgens, über dessen Philosophie er zahlreiche Aufsätze schrieb, und den er auch in Vorträgen der Partei näherzubringen suchte.

Politisch stand Hepner auf der revisionistischen Seite. Er war ein warmer Freund und Anhänger der Sozialistischen Monatshefte, für die er eine Reihe von Artikeln geschrieben hat. Einer der letzten aus der großen Zeit des deutschen Sozialismus ist dahingegangen.

Internationale: Die Einigung der beiden sozialistischen Parteien

Deutschlands mußte auch die Einigung der beiden sozialistischen Internationalen, der Zweiten Internationale und der Wiener Arbeitsgemeinschaft, mit sich bringen. Zu ihrer Vorbereitung tagten am 5. Januar in Köln die Organisationskomitees beider unter dem Vorsitz Vanderveldes; sie stellten die Zulassungsbedingungen zu dem Hamburger Einigungskongreß fest, die dort dann zugleich als Statuten der neuen Internationale angenommen wurden. Eingeladen sollten alle sozialistischen Parteien werden, die 1. in der Beseitigung der kapitalistischen Produktionsweise das Ziel und im Klassenkampf das Mittel der Emanzipation der Arbeiterklasse erkennen, 2. in der Einigkeit der Gewerkschaftsbewegung, die durch den Internationalen Gewerkschaftsbund Amsterdam repräsentiert wird, ein unumgängliches Erfordernis zur erfolgreichen Führung des Klassenkampfes sehen, 3. für die Aufgaben der Arbeiterklasse während des Krieges die Resolution des Haager Weltfriedenskongresses anerkennen, 4. die Internationale auch als Instrument während eines Krieges ansehen, 5. keiner andern politischen Internationale angehören wollen und die zu gründende als bindend für die Beschlüsse ihrer Partei ansehen.

Am 21. Mai wurde der Einigungskongreß im Hamburger Gewerkschaftshaus eröffnet (siehe über ihn auch meinen Artikel Neugeburt der Internationale?, in diesem Band der Sozialistischen Monatshefte Seite 339 ff.). Als Themen waren bestimmt: 1. Der imperialistische Friede und die Aufgaben der Arbeiterklasse (MacDonald, der aber wegen der politischen Lage in England von der Beteiligung am Kongreß Abstand nehmen mußte, Blum, Hilferding, Vandervelde), 2. Der internationale Kampf gegen die Reaktion (Otto Bauer, Abramowitsch), 3. Die Aktion der sozialistischen Arbeiterpartei für den Achtstundentag und die internationale Sozialreform (Thomas, Stauning, Shaper), 4. Die Organisation des internationalen Proletariats (Friedrich Adler, Tom Shaw). In der 1. Sitzung übernahmen Wels und Bracke den Vorsitz, deren freundschaftliche Begrüßung als Symbol der Einigkeit zwischen deutschen und französischen Genossen gefeiert wurde. Wallhead teilte mit, daß die von der russischen Sozialrevolutionären Partei gewählten Vertreter nicht erscheinen könnten, da sie, zum Tode verurteilt, in den russischen Ge-

fängnissen schmachteten. Auch die ungarische Sozialdemokratie wurde von der reaktionären ungarischen Regierung verhindert Delegierte zu entsenden. In den tschechischen sozialistischen Parteien herrschen bekanntlich starke Fehden; die sogenannte Nationalsozialistische Partei wurde von der Mandatsprüfungskommission des Kongresses nicht zugelassen, da die notwendige Einigung unter den einzelnen dortigen Gruppen bisher nicht zu erzielen war. Die Exekutive soll in einer besondern Kommission die Konflikte später zu lösen versuchen. Ebenso wurde die Zulassung der sozialistischen Zionisten abgelehnt, weil sie sich auf ihrem Kongreß in Palästina gegen den Anschluß an die Amsterdamer Internationale ausgesprochen hätten. Anwesend waren in Hamburg 620 Delegierte aus insgesamt 30 Ländern.

Zum 1. Punkt der Tagesordnung sprach statt MacDonald Sidney Webb. Hilferding brachte Auffassungen über die Lösung der Weltkonflikte vor, die sich im wesentlichen auf eine Verurteilung der Schutzzölle und die Empfehlung beschränkten »dem geschlossenen Kapitalismus ein ebenso geschlossenes, aber geistig überlegenes sozialistisches Proletariat im Kampfe um die Eroberung der politischen Macht gegenüberzustellen«. Das eigentliche Ereignis des Kongresses war die Rede Léon Blums, die Beifallsstürme entfesselte und Crispian wie Vandervelde dazu hinriß Blum mit Jaurès zu vergleichen. Blum verurteilte gleich allen ausländischen Genossen jede Gewaltpolitik gegenüber Deutschland, auch den Versailler Vertrag, konstatierte aber, daß bei der überwiegenden Mehrheit des französischen Volkes durchaus nicht, wie man hier in Deutschland vielfach glaube, ein Annexionismus zu finden sei. Die deutschen Genossen müßten auch die Stimmung in Frankreich zu begreifen suchen. Man sehe dort, daß der deutsche Kapitalismus sich allen wirklichen Opfern für den Wiederaufbau entziehe. Auch sei, besonders angesichts der Meldungen über die Auffindung der geheimen Waffenlager in Deutschland, das Gefühl der Unsicherheit zu verstehen, das Frankreich beherrsche. Es müsse die Aufgabe der Sozialisten sein die Widersprüche des Versailler Vertrags auszuschalten, »die wirtschaftliche Ordnung wiederherzustellen, einen Plan aufzustellen, der dem einen bringt, was er braucht, und nicht über die Leistungsfähigkeit des andern hinausgeht«. Vandervelde erinnerte an Liebknechts und Bebels Protest gegen die Annexion El-

saß-Lothringens, der 1871 die Ehre des Sozialismus und der deutschen Arbeiterbewegung gerettet habe.

Otto Bauer wies in seinem Referat zum 2. Punkt auf den italienischen Fascismus wie auf die Gefährdung Europas durch die Horthyregierung Ungarns hin. Er deutete auch (sehr zaghaft) auf die traurigen Zustände im bolschewistischen Rußland hin, konnte es aber nicht unterlassen von der »Verteidigung der russischen Revolution gegen die konterrevolutionäre Intervention« zu reden. Nun mag man über Interventionen gegen Rußland denken, wie immer man wolle, doch sollte man nachgerade aufhören das Wort Revolution in Verbindung mit dem konterrevolutionären Bolschewismus zu gebrauchen. Entschiedener als der leisetretende Österreicher ging der russische Genosse Abramowitsch, als 2. Referent zum gleichen Thema vor. Er berichtete über die furchtbare Zerstörung der russischen Produktion durch die Bolschewisten. Die Landwirtschaft produziert jetzt 50 bis 60%, die Industrie etwa 16% des Quants der Vorkriegszeit. Es könne auch durch die Freigabe des Handels und der kleinen Industrie noch kein Aufschwung erfolgen, da die großen Betriebe nach wie vor in den Händen des Staates seien. Nach Trotzkijs eigenen Angaben wurde 1922 mit kolossalem Defizit gewirtschaftet; wie hoch es sei, könne nicht festgestellt werden, da die Staatsbetriebe mit unrichtigen Kalkulationen arbeiten. Sowjets existieren längst nicht mehr. »Die unbeschränkte Staatsbureaukratie, eine allmächtige Geheimpolizei und die Rote Armee, die immer stärker wird, sind die Säulen, auf die sich das jetzige Regime stützt.« Das Bauerntum werde schon einer neuen kapitalistischen Klasse untergeordnet. Nur durch die Aufrichtung der Demokratie aus eigener Kraft der Arbeiter und Bauern könne Rußland gerettet werden.

Modigliani meinte in seiner darauf folgenden Rede, Abramowitsch habe sich auf Kritik beschränkt und hervorzuheben vergessen, »daß das bolschewistische Regime den Zarismus gestürzt hätte«. Es ist traurig, daß es jeder Wahrheit zum Trotz immer noch Genossen gibt, die solche Behauptungen aufzustellen wagen. Nicht den Zarismus, wohl aber den Sozialismus, der in der Märzrevolution von 1917 in Rußland zur Mitherrschaft gelangte, haben die Bolschewisten gestürzt. Und man kann nur über den Bericht des Vorwärts staunen, der, statt Modiglianis Worte gebührend zurückzu-

weisen, dazu nur bemerkt: »Zurufe der russischen . . . Delegationen zeigten jedoch, daß diese Beurteilung [1] der russischen Revolution nur wenig Anklang findet.«

Nach einem Referat des englischen Gewerkschafters Thomas wurde einstimmig eine Resolution zum Achtstundentag angenommen, die die Parteien auffordert »den maximalen 8stündigen Arbeitstag zu verwirklichen« und die Ratifizierung der Konventionen der internationalen Arbeiterkonferenzen zu erzwingen. Endlich sprachen Adler und Tom Shaw über die Organisation der neuen Internationale. Nach Paul Faures Vorschlag wurde der Statutenentwurf ohne Debatte angenommen. Als oberste Instanz für die neue Internationale sollen die Kongresse gelten, die in der Regel alle 3 Jahre, auf Verlangen von 10, ein Viertel aller Kongreßstimmen vertretenden Parteien aber auch früher einzuberufen sind. Die ständigen Arbeiten werden durch die Exekutive, das Bureau und das Sekretariat der Internationale erledigt. In der Exekutive erhalten die Parteien, die bis zu 20 Stimmen haben, 1, die mit mehr als 20 Stimmen 3 Vertreter; die ganz kleinen Parteien, die keinen Einzelvertreter entsenden können, dürfen sich koalieren und alternierend je 1 Vertreter stellen. Die Exekutive wird auf Anregung von Kols beauftragt sich einen Interparlamentarischen Ausschuß anzugliedern. Als Sitz der Exekutive wird London, als Sekretäre werden Tom Shaw und Friedrich Alder bestimmt. Die angenommenen Resolutionen zu den verschiedenen Punkten hielten sich im Rahmen der betreffenden Referate. Zur Unwirksammachung der internationalen Reaktion werden die rechtliche Anerkennung der russischen Republik (1), die Ablehnung jedes Versuchs einer militärischen Intervention, das Asylrecht für politische Flüchtlinge, der Kampf gegen Fascismus, Antisemitismus, ausländische Finanzkontrolle und Gewaltanwendung gegen besiegte Völker gefordert. Die Arbeiterklasse Deutschlands ruft der Kongreß »zum entschlossenen Widerstand gegen die Konterrevolution und gegen die Sabotage der deutschen Kapitalisten, die die Opfer verweigern, die sie im Interesse der Verpflichtungen Deutschlands bringen sollen« auf. Die sozialistischen Parteien der alliierten Länder sollen den deutschen Genossen Unterstützung leihen, um die Souveränität der deutschen Republik und die Integrität des deutschen Gebietes zu schützen.

In der Resolution über Rußland wurde in gleicher Weise Stellung genommen, die bolschewistische Regierung aber aufgefordert sofort die »schändlichen Verfolgungen gegen Sozialisten und andersdenkende Arbeiter und Bauern in Rußland« und Georgien einzustellen, alle Eingekerkerten freizulassen, auf die terroristische Parteidiktatur zu verzichten und zur demokratischen Selbstverwaltung des Volkes zurückzukehren. Mit solchen sinnlosen "Aufforderungen" suchte man sich über eine antisionistische Stellungnahme gegen den antisozialistischen Bolschewismus hinwegzuhelfen. Kein günstiges Zeichen für den Geist und den Mut der neuerstehenden sozialistischen Internationale.

Wiener Arbeitsgemeinschaft: Die Voraussetzung für den Zusammenschluß der beiden

Auflösung Internationalen war die Auflösung der Wiener Arbeitsgemeinschaft und der besondern Zweiten, jetzt nur einen Teil der internationalen Sozialdemokraten umfassenden Internationale. Die letzte erklärte ohne weiteres ihre Bereitwilligkeit dazu. Die erste veranstaltete vor dem Kongreß, am 20. Mai, ebenfalls in Hamburg, eine Tagung, in der über die Einigung Beschluß gefaßt werden sollte. Vorsitzende waren Grimm /Schweiz/, Longuet /Frankreich/ und Hillquit /Amerika/, Referent Adler, Korreferent Ledebour. Adler sprach sich unbedingt für den Zusammenschluß aus; die Arbeitsgemeinschaft habe stets nur ein Instrument zu seiner Herbeiführung sein wollen. Alle Versuche auch mit der Dritten Internationale zu einer Einigung zu gelangen seien fehlgeschlagen; denn »eine Einheitsfront können wir nur anerkennen, wenn nicht eine Minderheit der Mehrheit ihren Willen aufzwingen will«. Sobald die Kommunisten sich zu der Ansicht bekehren, daß die Demokratie die Grundlage der Arbeiterbewegung sein müsse, »wird auch die Schranke zwischen uns und ihnen beseitigt sein«. (Immer wieder muß konstatiert werden, wie die Sozialdemokratie von Formalprinzipien statt von sachlichen Gesichtspunkten ausgeht. Was einen wirklichen Sozialismus vom Bolschewismus scheidet, ist nicht die Differenz "Demokratie oder Diktatur?" sondern die Entscheidung darüber, ob freie schöpferische Arbeit für die Gemeinschaft oder Zerstörung der Produktion durch ein rohes staatliches Zwangssystem, das alle schöpferischen Kräfte lahmlegt.) Ledebour widersprach der Auflösung, wenn die neue Internationale sich nicht die

»Durchführung der Weltrevolution« zur Aufgabe stelle. Auch er stehe der kommunistischen Internationale vorläufig ablehnend gegenüber; solange aber die Vereinigung mit ihr noch nicht möglich sei, müsse die Arbeitsgemeinschaft erhalten bleiben. Schmiedt /Schweiz/ erklärte für die schweizerische Minderheit, daß diese nicht so viel Vertrauen in die Zweite Internationale habe, um sich mit ihr zu verschmelzen. Ebenso wandte sich Steinberg von den Linken Sozialrevolutionären Rußlands unter der Unruhe der Konferenz gegen die Sozialdemokratie. In der Abstimmung über die beiden von den Referenten vorgelegten Resolutionen, die nach Länderstimmen erfolgte, erhielt die Resolution Adler 99, die Resolution Ledebour nur 6 Stimmen. Die Schweizer Delegation, die für Auflösung votierte, erklärt kein Mandat in den Körperschaften der neuen Internationale annehmen zu wollen, bevor ihr Parteitag das Votum sanktioniert habe. Damit hat die Wiener Arbeitsgemeinschaft nach 2¼ Jahren des Bestehens zu existieren aufgehört.

England: Partei- Vom 26. bis zum 29. Juni tag der Labour Party 1923

tag der Labour Party statt. Er war von 900 bis 1000 Teilnehmern besucht. Zum Vorsitzenden wurde Sidney Webb gewählt. Man wies darauf hin, welch außerordentliche Ausdehnung die Partei in den letzten beiden Jahrzehnten gewonnen hat. 1900 waren zur Jahreskonferenz im ganzen 129 Delegierte entsandt, die Partei war klein und einflußlos, während viele jetzt überzeugt seien, daß sie noch vor der nächsten Konferenz selbst die Regierung führen werde. Die Fähigkeit dazu hätten ihre Mitglieder, wie Sidney Webb in seiner Rede meinte, durch die Erziehung in Trade Unions und Genossenschaften durchaus gewonnen. Heute, so sagte er weiter, seien die Hauptprobleme, die die Labour Party beschäftigten, die Fragen, wie man dem kapitalistischen Einfluß in Regierung und Presse entgegenwirken, die Macht der Trusts brechen und dem Elend der Arbeitslosigkeit begegnen könne. Webb wandte sich scharf gegen die Kommunisten und ihre vom russischen Bolschewismus bestimmten diktatorischen Methoden; Sozialismus könne nur auf dem Boden der Demokratie erwachsen. Von höchster Bedeutung für die Weiterentwicklung des Sozialismus, insbesondere des britischen, sei die Pflege des Genossenschaftswesens im Geist Robert Owens.

Einen breiten Raum nahm auf der Konferenz die Diskussion darüber ein, ob man die Kommunisten ihrem Antrag gemäß in die Labour Party aufnehmen solle, wenn sie sich verpflichteten deren Konstitution auch für sich anzuerkennen. Hodges wandte ein, diese Konstitution bilde quasi die Antithese der kommunistischen Anschauungen, die ja die Widerspiegelung der bolschewistischen seien. Die Kommunisten wollten nach Moskauer Politik offenbar nur in die Partei eindringen, um sie von innen heraus zu zerstören. Entsprechend fragte man die Kommunisten, wessen Vorschriften sie in den notwendig eintretenden Konfliktsfällen denn zu befolgen, oder nach wem sie ihre Handlungen einzurichten gedächten; nach der Partei oder nach den russischen Befehlen. Schließlich wurde das kommunistische Aufnahmegesuch mit 2880000 gegen nur 366 000 Stimmen verworfen. Weitere interessante Diskussionen fanden über die Stellungnahme der Partei zu den Fragen der militärischen Sicherung und gegenüber einer eventuellen neuen Kriegsgefahr statt. Hudson hatte eine Resolution eingebracht, die die Labour Party verpflichten wollte alle Militärausgaben abzulehnen. Henderson sprach scharf dagegen, da man das Land nicht ohne militärische Verteidigung lassen könne. Oder, so fragte er, glaubten die Führer der Labour Party dies etwa tun zu können, wenn sie selber die Regierung übernehmen? Die Resolution Hudson wurde mit 2924 000 gegen 808 000 Stimmen zurückgewiesen. Gleichzeitig wurde aber auch eine Resolution gegen die Vermehrung der Luftflotte angenommen und gefordert, daß Großbritannien die Frage der Luftflottenrüstung vor ein internationales Schiedsgericht bringe. Dieser "pazifistische" Beschluß entspricht durchaus dem nationalenglischen Interesse: Man möchte die unzweifelhaft vorhandene Überlegenheit Frankreichs in der Luftrüstung auf internationalem Weg zugunsten Englands beseitigen. Von Bedeutung war die Besprechung der wirtschaftlichen Probleme. In erster Linie forderte die starke Arbeitslosigkeit die Aufmerksamkeit der Arbeiterführer. Die Partei wurde aufgefordert sich intensiver mit dieser wichtigen Frage zu befassen. Eine einstimmig angenommene Resolution verlangt, daß der Staat den Arbeitslosen, soweit er sie nicht durch Notstandsarbeiten beschäftigen könne, den Lebensunterhalt garantiere. Schuld an dem Anwachsen der Arbeitslosigkeit sei die verfehlte Regierungspolitik. Ein-

kommen- und Nahrungsmittelsteuern müßten erleichtert, die Militärausgaben abgebaut werden. Zahlreiche Resolutionen hatten auch zur Agrarfrage, und zwar von sehr verschiedenem Standpunkt aus, Stellung genommen. Der Parteivorstand soll das Problem jetzt eingehend studieren und dem nächsten Parteitag einen Bericht darüber vorlegen. MacDonald, der bisher Führer der Parlamentsfraktion der Labour Party war, wurde zum Führer der Partei gewählt.

Italien

Ende Juli 1922 wurde in dieser Rundschau (1922 II Seite 671 f.) über die traurige Zerfahrenheit der italienischen Partei berichtet, die einen parlamentarischen oder sonstigen Widerstand gegen die schon damals immer näherrückende Gefahr der Fascistenherrschaft gänzlich unmöglich mache. Bereits wenige Monate später spielte sich der Schlußakt dieser parteigenössischen Tragödie ab. Der sozialistische Parteitag, der ursprünglich schon im Sommer 1922 stattfinden sollte, war bis zum 1. Oktober hinausgeschoben worden. Er tagte im Volkshaus in Rom. Seine Ergebnisse standen bereits vor seinem Beginn fest. Er hat die Spaltung der ohnehin von Jahr zu Jahr schwächeren Partei in 2 Gruppen vollzogen. Und zwar lagen dabei die Mehrheitsverhältnisse kraus genug. Formal siegte mit 3000 Stimmen Mehrheit die Resolution der maximalistischen (bolschewistischen) Gruppe auf Ausschluß aller Parteimitglieder, die für Beteiligung an einer Regierungskoalition mit bürgerlichen Parteien waren, über die andere zur Abstimmung vorgelegte, die einfache Beibehaltung der Parteieinheit forderte. Die Bolschewisten brachten 32 000, die anderen nur 29 000 Stimmen auf. Aber weder ist dieses Verhältnis ein Beweis für die tatsächliche Stärke der einzelnen Strömungen im italienischen Sozialismus, noch war der Inhalt der Resolutionen geeignet darüber Klarheit zu schaffen. Das erste nicht, weil bei den Maximalisten zwar die Mitgliederzahl überwog (wenngleich auch sie seit 1920 von Jahr zu Jahr zurückgeht), aber alle bedeutenderen Parlamentarier und Führer auf der andern Seite standen, das zweite nicht, weil es eben nur um die Spaltung, nicht um ein Programm für die verschiedenen Richtungen ging. So stimmten denn mit der einzigen Gruppe, die überhaupt etwas Sachliches, nämlich eventuelle Zusammenarbeit mit den bürgerlichen Parteien vertrat, das gesamte Zentrum, das

gar nicht weiß, was es will, ja selbst eine Anzahl Maximalisten, die an diese Stellungnahme gebunden waren. Die so entstandene eine sozialistische Partei (beide machten Anspruch darauf sich Sozialistische Partei Italiens zu nennen) umfaßt also in sich wieder eine Mehrheit schwankender Gestalten, die die wenigen politischen Denkenden an jeder vernünftigen Politik auch weiter hindern. Diese Richtung hat jetzt 80 Kammermandate. Die Maximalisten, die über 42 Mandate verfügen, sind unter sich natürlich auch nichts weniger als einig. In der Stellungnahme zu den russischen Bolschewisten, die ihnen immer noch höchst wichtig zu sein scheint, teilten sie sich nach dem Parteitag wieder in 3 Gruppen: solche, die stets Diener Lenins waren; solche, die, wie Serrati, ihre frühere Auflehnung gegen die »Bedingungen« demütig bereuten und um Wiederaufnahme flehten, und ein paar stolze Seelen, die die Weltrevolution auf eigene Hand machen wollen. In neuester Zeit soll ein definitiver Bruch zwischen dem italienischen Maximalismus und Moskau eingetreten sein, weil die bolschewistischen Versöhnungsbedingungen selbst diesen demutvollen Seelen ein wenig zu stark schienen. Dieses Interimsgezänk ist freilich für die Welt unendlich gleichgültig. Es charakterisiert nur den Geist des italienischen Sozialismus und erklärt zur Genüge die Tatsache des dauernden Mitgliederrückgangs der Partei wie besonders der maximalistischen Gruppen. Die kleine Zahl von Arbeitern, die noch zur Fahne des Sozialismus schwört (in Rom waren wenig über 70000 vertreten), rückt langsam von links nach rechts. Im ganzen ist die Arbeiterschaft ziemlich interesselos; der römische Parteitag fand weder bei ihr noch bei den bürgerlichen erhebliche Beachtung. Was soll dem Proletariat auch eine Partei, die sich um die kleinlichsten Dinge streitet, während das Land in eine Gewaltherrschaft hineingetrieben wurde. Infolge der Spaltung tauchte die Frage auf, an welche der beiden Parteien nun die Gewerkschaften mit dem in dieser Rundschau bereits erwähnten Vertrag gebunden seien. Auf einer Konferenz, die Ende August in Mailand tagte, beschlossen sie unter den jetzt veränderten politischen Verhältnissen mit 23 reformistischen gegen 17 maximalistische und 1 kommunistische Stimme sich politisch für neutral zu erklären. Sie neigten zur Rechten, da auch sie eine Koalitionspolitik wünschten. Zu erwähnen ist noch, daß die Rechte jetzt in der,

von Reggio Emilia nach Mailand verlegten Giustizia ein eigenes Organ hat. Nun, da es zu spät ist, sehen die italienischen Genossen ein, welche elende Politik dort getrieben wurde. Im Vorwärts vom 9. Juni 1923 erläßt Modigliani einen Warnungsruf an die ausländischen Sozialisten: »Lernt von Italien!«, in dem er die Sozialdemokratie der anderen Länder auf die traurigen Resultate eines sogenannten Radikalismus hinweist, der nichts verstand als den Reformismus zu verhöhnern und für sämtliche Probleme nur die eine inhaltsleere Lösung empfahl: Sowjets bilden!

Fascismus und Sozialismus

Im Anschluß daran ist es interessant einen Artikel über Fascismus und Sozialismus wiederzugeben, den der italienische Genosse Camillo Pellizzi in der englischen Socialist Review im Juni dieses Jahres veröffentlicht hat. Deshalb interessant, weil Pellizzi hier eine ganz andere Auffassung des Fascismus vertritt als sie bei uns landesüblich ist. Die sozialistischen Parteien im allgemeinen betrachten Mussolini als einen ublen Reaktionär, einen Renegaten, der seine sozialistische Vergangenheit längst vergessen hat. Mussolinis Maßnahmen gegen die Preßfreiheit und anderes geben freilich Anlaß zu solcher Beurteilung. Trotzdem findet Pellizzi, von der Socialist Review übrigens ohne Kommentar wiedergegebene Darstellung in den Tatsachen manche nicht wegzuleugnende Bestätigung. Danach ist Mussolini nach wie vor Sozialist, allerdings, wie er es stets gewesen sei, weniger Marxscher als Blanquischer oder Sorelscher Färbung. Sehr früh schon habe er sich von dem historischen Materialismus abgewandt, philosophisch, um dem Bergsonschen Intuitionismus und dem neuen italienischen Idealismus (Croce, Gentile) zu huldigen, politisch, um an die Stelle der wirtschaftspolitischen eine Art moralpolitischer Lehre zu setzen. Es gilt die moralischen Kräfte des Proletariats wie überhaupt des Volkes zu lösen und durch eine mutvolle Tat eine neue große Revolutionsepoche zu eröffnen. Bei Kriegsbeginn trat Mussolini begeistert für die Intervention Italiens an der Seite der Alliierten ein, das nächste Resultat war seine Ausstoßung aus der italienischen Partei. Er gründete sofort den Popolo d'Italia, der noch heute Regierungsorgan ist. Durch ganz Italien scharten sich schon damals Gruppen revolutionärer junger Leute aus allen Lagern um ihn, die sich Fasci di

Combattimento nannten und nach dem Krieg Mussolinis Fahne treu blieben. Des Diktators berühmter Marsch auf Rom war von der Begeisterung der Massen getragen. Vielleicht sei »niemals eine Revolution mit so viel Teilnahme« des Volkes organisiert worden. Gerade das Volk hätte Mussolinis Kampfpapole "Allem voran die Nation, Wirtschaftlichkeit, Ordnung, Zusammenwirken der Klassen!" verstanden.

Pellizzi wirft die Frage auf, ob in der Tat Mussolinis Regiment das Ende des italienischen Sozialismus sei, und er beantwortet sie so: Der Fascismus habe freilich den dogmatischen Sozialismus vernichtet, aber, sofern man als Inbegriff des Sozialismus die »Hebung der arbeitenden Klassen« betrachte, einen neuen, realen Sozialismus gefördert. Er sei stets Gegner des gegenwärtigen Parlamentarismus gewesen, weil dieser, seiner Ansicht nach, besonders für Italien, nicht den Ausdruck des Volkswillens darstelle; dieser manifestiere sich weit klarer in Gewerkschaften und Genossenschaften. Der Fascismus gründete deshalb besondere Gewerkschaftsorganisationen, die eine bedeutende Anziehungskraft auf geistige und Handarbeiter übten, weil sie frei von dem Einfluß des Parteidogmatismus waren; er rief auch eine neue Genossenschaftsbewegung ins Leben, und auch sie gewann von Tag zu Tag an Boden. (Daß die Manifestation des Führertums und die Praxis der Anhängerschaft freilich sehr verschiedene Dinge sein können, zeigt gerade der Bericht des Internationalen Genossenschaftsbundes über die Wirksamkeit des Fascismus; siehe die Rundschau Genossenschaftsbewegung, in diesem Band Seite 309.) Es bestehe die Absicht auf Grundlage der Gewerkschaften und technischen Vereinigungen einen neuen Gesetzgebungskörper zu schaffen, der für die Fragen der Arbeit, der Produktion und des Handels zuständig sein würde, während der Deputiertenkammer nur die finanziellen und allgemeinen Materien der Innen- und Außenpolitik vorbehalten blieben, also ein Projekt, das anscheinend der in den Sozialistischen Monatsheften seit langem vertretenen Idee einer Kammer der Arbeit verwandt ist. Den Frauen solle in weitem Umfang das Wahlrecht gegeben werden. Einer der Hauptkonflikte zwischen Fascismus und Sozialismus ergebe sich ferner aus der Stellungnahme beider zu dem Problem der Vergesellschaftung oder Verstaatlichung. Genau wie bei uns haben in den letzten Jahren in Ita-

lien die staatlichen Betriebe: Eisenbahn, Post und Telegraphen, kolossale Defizite gehabt. Bahnen und Telegraphen sollen deshalb wieder Privatgesellschaften übergeben werden, mit der Maßgabe, daß an den Überschüssen der hervorragend profitablen Linien dem Staat ein Anteil zufällt, während er zu den wenig profitablen einen Zuschuß leistet. Ebenso will der Staat einen Anteil an bestimmten Industrien, vor allem Bergbau und Hüttenwerken, für sich in Anspruch nehmen. Sozialpolitisch wurden erhebliche Verbesserungen durchgesetzt; sowohl der Achtstundentag wie die Forderungen der Landarbeiter sind für rechtsverbindlich erklärt worden. Charakteristisch und durchaus im Einklang mit alledem ist die Stellung des Fascismus zu der Arbeit als solcher. In den fascistischen Gewerkschaften sind politische Streiks verboten, »die Arbeiter werden gelehrt höhere Löhne auf dem Weg intensiverer und qualifizierterer Leistung zu erringen«. Einen heftigen Kampf führe die Regierung auch gegen Bureaucratismus und Spekulantentum, während sie die kapitalistische Produktion, soweit sie zugleich dem Wohl des Ganzen dient, schone. Das Resultat dieser Politik sei, daß die Arbeitslosigkeit zurückgehe, die Preise sinkende Tendenz zeigen. So weit die Charakterisierung der Innenpolitik Mussolinis. Wie man sie nun auch beurteilen mag, darin muß man Pellizzi zustimmen: Mussolini hat in der kurzen Zeit seiner Regierung Leistungen aufzuweisen. Er hat gehandelt und hat manches geschaffen, während der zerfahrene, unklar dogmatische, vom Bolschewismus unterjochte italienische Sozialismus nur zerstörend gewirkt und jeden politischen Betätigungsversuch der vernünftiger denkenden Führer konterkariert hat. Die fascistischen Gewaltmaßnahmen sind natürlich zu verurteilen. Doch bleibt es ein gewaltiger Unterschied, ob Gewalt zu guten oder zu schlechten Zwecken angewandt wird.

Das letzte Wort über den italienischen Fascismus wird freilich seine Außenpolitik sprechen, die sich gerade jetzt in ihrer entscheidenden Krise befindet. Jetzt wird es sich zeigen, ob Mussolini der Kräfte Herr bleibt, die er beschworen hat, und es versteht sie im gesamt-europäischen Sinn zu lenken, oder ob er, einem nationalistischen Kraftmeiertum anheimfallend, die nationale Zukunft seines Landes gefährdet, indem er zur Verwirrung des Kontinents im britischen Interesse beiträgt.

Arbeiterjugend Mitte Mai fand in Görlitz die erste Reichskonferenz des Verbandes der Sozialistischen Arbeiterjugend Deutschlands nach der Vereinigung der beiden Parteien statt. Es waren 132 Delegierte anwesend. Ende 1922 umfaßte der Verband 1600 Ortsgruppen mit etwa 105 000 Mitgliedern. Am 1. April dieses Jahres ging die Arbeiterjugend, das eine der Propagandablätter der Bewegung, in den eigenen Verbandsverlag über. Im Heim des Bezirksverbandes Mittelelbe richtet der Verbandsvorstand eine Funktionärsschule ein, die die bereits begonnene Schulung der Jugendfunktionäre vertiefen und verbreitern soll. Auch ein Reichsferienheim soll zur Förderung der Wanderfahrten geschaffen werden, und zwar wurde ein altes Thüringer Gutschloß vorläufig zu diesem Zweck gemietet. Nach einer Aussprache der Bezirksleiter sprach Albrecht /Berlin/ über die Stellung des Verbandes zum Verband für deutsche Jugendherbergen, Rüdiger /Berlin/ über die Tätigkeit der Verbandsvertreter in den staatlichen Ortsausschüssen für Jugendpflege. Ferner wurde darüber diskutiert, welche Aufgaben den Arbeiterjugendvereinen aus dem Reichsjugendwohlfahrtsgesetz erwachsen. Hahnewald /Dresden/ hob in einem Vortrag über die sozialistische Erziehungsarbeit richtig hervor, daß es weniger darauf ankomme die Jugend intellektuell zu schulen als darauf den sozialistischen Menschen heranzubilden, Solidarität und Opferwillen zu stärken. Der Vorstand wurde aufgefordert Volkshochschulkurse und Ferienschulen für die Funktionäre einzurichten. Es soll dafür gewirkt werden, daß alle Jugendlichen im Alter von 14 bis 18 Jahren eine gesetzliche Ferienzeit von mindestens 14 Tagen erreichen, es sollen Vereinbarungen mit den Jungsozialisten über eine engere Zusammenarbeit in den Orts-, Bezirks- und Reichsleitungen getroffen werden. Abgelehnt wurden Anträge die Altersgrenze von 18 Jahren für die Mitgliedschaft in den Ortsvereinen aufzuheben und dem Reichsausschuß und Hauptvorstand auf den Reichskonferenzen kein Stimmrecht zu geben. Ein Antrag Thüringen forderte, daß Partei und Gewerkschaften den Alkohol- und Nikotingenuß bekämpfen. Hoffentlich bleibt es nicht beim schönen Vorschlag. Namentlich das (noch obendrein antisoziale) Rauchen mußte mindestens in der Jugend radikal aufhören; der Jugendliche mit der Zigarette im Mund ist ein widriger Anblick.

Totenliste Am 29. April starb in Berlin der russische Sozialdemokrat *Simeon Weinstein*, nach langen Leiden, die er, wie so viele russische Sozialisten, zum großen Teil der rohen Behandlung der bolschewistischen Schergen verdankte. Sie verfolgten in ihm einen ihrer tödlichen Feinde und rächten sich in ihrer gewöhnlichen Art, indem sie ihn von Gefängnis zu Gefängnis und schließlich nach Sibirien transportierten. Den Totkranken entließen sie dann im Februar aus Rußland; er ließ sich in Berlin nieder, um hier zu sterben. Weinstein hatte in der ersten russischen Revolution von 1905 eine bedeutende Rolle gespielt; er war damals im Vollzugsausschuß des ersten Petersburger Sowjets. Schon vorher mit dem Kerker vertraut, wurde er nun mit dem gesamten Vollzugsausschuß zum erstenmal nach Sibirien verbannt, entflohen von dort, wurde in Baku wieder ergriffen und ins Zuchthaus geworfen. Nach der Märzrevolution 1917 wurde auch er frei und wiederum in das Zentral Exekutivkomitee gewählt. Weinstein gehört jenem großen Typus der russischen Revolutionäre an, die ihr Leben zwischen Gefangenschaft und leidenschaftlicher revolutionärer Propaganda teilten; der Bolschewismus hat unter ihnen eine reichere Todesernte gehalten als es vor ihm je dem Zarentum gelungen war.

In Hannover starb im April *Franz Fenzke*, der allen Hannoveraner Parteiorganisationen als eines ihrer Hauptmitglieder angehörte. Er war von Beruf Metallarbeiter und auch Vorsitzender des Gewerkschaftskartells von Hannover.

Am 13. Mai starb in Berlin an einer schweren Krankheit *Waldeck Manasse*, 59 Jahre alt. Manasse war der Berliner Arbeiterschaft als Redner und als langjähriger Stadtverordneter wohlbekannt. Einer bürgerlichen Familie entstammend fing er an zu studieren, gab das Studium dann aber auf, um Kaufmann zu werden. Er trat aus der jüdischen Religionsgemeinschaft aus und schloß sich der Freidenkerbewegung an. Dieser freireligiösen Bewegung galt sein stärkstes Interesse; ihr diente er Jahre lang als Prediger. Nach der Revolution wurde er auch Landtagsabgeordneter.

Am 19. Mai starb in Wien *Karl Still*, erst 25 Jahre alt. Er war 2 Wochen vorher von einem Nationalisten aus dem Hinterhalt durch eine Kugel schwer verletzt worden. Still, der die Fleischerei erlernt hatte, hat sich mit glühendem Eifer in der Agitationsarbeit betätigt.

Am 22. Juli starb in seinem Heim bei Berlin *Constantin Janiszewski*, 68 Jahre alt. Seine Parteitätigkeit begann unter dem Sozialistengesetz. Er war in Grätz in Posen geboren und hatte nach dem Besuch einer Volksschule die Buchbinderei erlernt. Dann wanderte er als Geselle durch deutsche und schweizerische Städte. In dieser Zeit trat er den sozialistischen Ideen näher. Er kam sehr bald in Konflikt mit den Gerichten. Im Posener Geheimbundsprozeß verurteilte man ihn zu mehreren Jahren schweren Kerkers und transportierte ihn gefesselt nach Berlin. Zum Protest stellten ihn die Berliner Arbeiter im 2. Berliner Reichstagswahlkreis Rudolf Virchow als Kandidaten gegenüber; er wurde nicht gewählt, erhielt aber eine ansehnliche Zahl von Stimmen. In Berlin gründete Janiszewski, dessen Gesundheit während der Gefängniszeit gelitten hatte, eine Buchdruckerei, die für die sozialistischen Monatshefte eine besondere Bedeutung hat; denn hier, unter Janiszewskis Ägide, wurde die ersten beiden Jahre ihres Erscheinens hindurch die Zeitschrift (damals *Der sozialistische Akademiker*) gedruckt. Janiszewski war ein liebenswerter, der Sache treuer Mensch. Fast 82jährig starb am 14. September in Berlin *Wilhelm Pfannkuch*, der letzte der 3 Alten aus dem Parteivorstand. Vor 15 Jahren war ihm Auer, vor 13 Monaten Gerisch vorangegangen. Pfannkuch war gelernter Tischler. Er begann schon früh über die sozialen Zustände und die Lage der Arbeiterschaft nachzuzübeln. In Lassalles Reden hörte er ein neues Evangelium. Er trat begeistert dem Allgemeinen deutschen Arbeiterverein bei und beteiligte sich bald an den Parteikämpfen. 1884 wurde er in den Reichstag gewählt, dem er, mit 2 Unterbrechungen, bis zum Zusammenbruch des Kaiserreichs angehörte. Auch in die Nationalversammlung wurde er entsandt; er eröffnete sie als ihr Alterspräsident. Ebenso war er von 1900 bis zu seinem Tod Mitglied der Berliner Stadtverordnetenfraktion. Am bekanntesten aber war er als langjähriger Sekretär des Parteivorstands. Der »schönste Tag« seines »erinnerungsreichen Lebens« war, wie er selbst sagte, der Tag, an dem nach langen Zwistigkeiten die beiden sozialdemokratischen Parteien auf dem Einigungsparteitag in Nürnberg wieder zusammengingen, und er seinem alten Freund Wilhelm Bock zum Zeichen dieser Einigung die Hand reichen konnte. Da erschien ihm wieder die alte Partei, in der er sein Leben gelebt hatte.

Kurze Chronik Nachdem der Staatspräsident *Württemberg's*, Hieber, im Juni gegen den Willen der sozialdemokratischen Landtagsfraktion die Ministerien des Innern und der Justiz mit Nichtsozialdemokraten besetzt hatte, beschloß die Fraktion aus der Regierung auszutreten, da sie in diesen Wahlen zu erkennen glaubte, daß ihr nicht der ihrer Stärke entsprechende Einfluß im Ministerium eingeräumt werde. Die Sozialdemokratie hat 27 Mitglieder, gegen nur 23 Zentrumsleute und 17 Demokraten. ◊ In der *tschechischen* Sozialdemokratie haben die Einigungsverhandlungen, die seit einiger Zeit mit den Fortschrittlichen Sozialisten geführt wurden, Erfolg gehabt. Deren bisheriger Führer, Modratschek, trat der tschechischen sozialdemokratischen Fraktion bei. Der Grund seines frühern Austritts aus der Partei waren nationale Differenzen gewesen. ◊ Am 27. Juli fanden in *Holland* die Wahlen zur Ersten Kammer, zum erstenmal nach dem Proportionalwahlsystem, statt. Es wurden 11 Sozialisten (früher 3) gewählt, gegen 16 (früher 21) Katholiken, 8 Orthodoxe (früher 14), 7 Christlichhistorische (7), 5 Mitglieder der Freiheitspartei (1) und 3 Demokraten (4). ◊ Im März veröffentlichte der Nationalrat der Independent Labour Party *Englands* seinen Jahresbericht über das vergangene Jahr. Er teilt mit, daß die Partei in diesem Jahr außerordentliche Erfolge zu verzeichnen hatte. Von 143 Arbeitermitgliedern der Unterhausfraktion gehören mehr als 80 der Independent Labour Party an. Während der letzten 3 Monate sind 84 neue Zweigstellen im Land entstanden. ◊ Der *Daily Herald*, das einzige Tagesorgan der englischen Labour Party, ist in materielle Schwierigkeiten geraten. Eine aus Mitgliedern der Partei und der Gewerkschaften bestehende Kommission schlug nach Prüfung der Lage dem Gewerkschaftskongreß in Plymouth vor das Blatt am 30. September eingehen zu lassen. MacDonald richtete daraufhin einen lebhaften Aufruf an alle Partei- und Gewerkschaftsmitglieder ihr Organ durch Verstärkung der Abonnentenzahl zu erhalten. Der *Daily Herald* müßte 500 000 Leser haben, um materiell gesichert zu sein, konnte es aber bisher nur auf 300 000 bringen. ◊ In *New York* wurde bei den Senatswahlen im Juli der Sozialist Johnson mit einer Mehrheit von 90 000 Stimmen gegen den republikanischen Kandidaten gewählt. Die Wahl machte in der amerikanischen Öffentlichkeit starke Sensation.

Literatur

Der Aufdeckung der furchtbaren Wahrheit über die Zustände im bolschewistischen Rußland ist ein kleines Büchlein gewidmet, das die amerikanische Anarchistenführerin *Emma Goldman*, als Vorstudie zu einem größern Werk über das gleiche Thema, veröffentlicht hat: Die Ursachen des Niederganges der russischen Revolution /Berlin, Verlag Der Syndikalist/. Es ist von erschütternder Wirkung, weil auf jeder dieser schmalen Seiten der bittere Schmerz einer qualvollen Enttäuschung pocht. Nach den Geleitworten, die Rudolf Rocker der Broschüre mitgegeben hat, einer kurzen Lebensgeschichte der Verfasserin, war wohl niemand besser als sie befähigt sich Einblick in die russischen Zustände zu verschaffen. Denn ihre eigentliche Heimat ist Rußland, wo sie geboren ist und die Frühzeit ihrer geistigen Entwicklung verlebte. Sie kennt also Sprache und Menschen und konnte während der Studien, die sie 2 Jahre lang in allen Teilen des Landes trieb, ganz anders als die diversen Engländer, Deutschen und französischen Kommunisten, die sich von den bolschewistischen Kommissaren in Moskau und Petersburg spazierenführen lassen, die Wahrheit erkennen. Dazu kommt, daß sie den russischen Boden als begeisterte Anhängerin des Bolschewismus betrat, den sie aus der Ferne nur aus den bolschewistischen Schriften beurteilen konnte. Als Anarchistin kommt sie zu dem Schluß, daß jede Regierung, sie sei, welche sie wolle, den freien Geist und den Tätigkeitsdrang der Massen lähmen müsse. Und sie fügt hinzu: »Dies zu zeigen schulde ich der Revolution, die ans Kreuz des Bolschewismus geschlagen wurde, dies schulde ich dem gequälten russischen Volke und der getäuschten Welt.« Aus den Einzelheiten nur folgendes: Sie spricht von der Raswjorjstka, der Beschlagnahme der Lebensmittel bei den Bauern durch Gewalt, und macht diese mit für die grauenvolle Hungersnot vor 2 Jahren verantwortlich. Denn man habe den Bauern nicht nur das letzte Pud Mehl sondern auch die Saatkartoffeln und Sämereien für die Aussaat weggenommen. Man versprach ihnen dafür die für sie so notwendigen landwirtschaftlichen Maschinen. Und nun erzählt sie, wie Moskau unter Strafandrohung befohlen habe eine große Zahl solcher Maschinen schleunigst in einer Fabrik herzustellen. Dies sei auch geschehen, nur blieben dann die Maschinen 6 Monate lang dort liegen, ohne daß sich ein Mensch um sie

kümmerte. Die Behörden seien absolut unfähig auch nur die primitivsten Transport- und Verteilungsmaßregeln durchzuführen. Alles bleibt Dekret. Die Verfasserin berichtet dann, wie das blühende Genossenschaftswesen und die im Mai, Juni und Juli 1917 auftauchenden Sowjets durch den Bolschewismus zerstört wurden. Hätten die Bolschewisten versucht »sich der anschwellenden Flut dieser Bewegung [der Sowjets] entgegenzustemmen«, so wären sie von ihr hinweggeschwemmt worden. »Doch Lenin ist ein schlauer und listiger Jesuit, und so machte er den allgemeinen Schrei des Volkes: "Alle Macht den Räten!" zu seinem eigenen Motto.« Die bolschewistischen Wahlmethoden sind zur Genüge bekannt. Wählt der Arbeiter einen andern als den vorgeschlagenen Bolschewisten, so übernimmt ihn die Tscheka, und diese pflegt den Unbequemen recht rasch zu erledigen. Goldman spricht von der unsäglichen Roheit der Regierung, die zum Beispiel bei Proklamierung der allgemeinen Arbeitspflicht Jung und Alt, Männer und Frauen, halb nackt in Schnee und Eis hinaustrieb, sie spricht von den Gerichten, die jeden Begriff des Rechts zynisch verhöhnen und den Opfern nicht einmal mitteilen, ob sie freigesprochen sind, oder ob sie die nächste Nacht zur Erschießung abgeholt werden. Sie spricht von den Empörungsausbrüchen, in denen sich zuweilen die gemarterten Seelen auch in der Öffentlichkeit Luft machen, bis die Tollkühnen auf irgendeiner Richtstätte oder im Kerker verschwinden. Einen eigenen Abschnitt widmet sie dann der Lage des Kindes in Rußland. Und auch hier deckt sie die für den Bolschewismus charakteristischste Eigenschaft: seine schmachvolle Verlogenheit, auf. Die Bolschewiki errichten in den Hauptstädten "Ausstellungsschulen" für Delegationen und Reporter, das heißt also richtige Potemkinsche Dörfer; hier ist alles herrlich und in Überfluß; sonst aber hungern die Kinder und verkommen in Schmutz und Entbehrung. Damit man die dürrtügsten Rationen an Essen und Kleidung für die Kinder von den Behörden bekommt, hat sich ein neues System der "toten Seelen" herausgebildet. Die Tschinowniki, die die Rationen zu liefern haben, tun dies nicht, ohne daß für sie etwas abfällt. Diese Trinkgelder gewinnt man nun dadurch, daß mehr Kinder angegeben werden als tatsächlich in den einzelnen Schulen vorhanden sind; den Überschuß schluckt der Tschinownik. Wer etwa versucht

sich diesem System zu widersetzen, fliegt einfach aus der Stellung heraus. Auch andere Dinge fand die Verfasserin im russischen Schulwesen, das der Welt überall als mustergültig angepriesen wird. So wurden einzelne Kinder, auch in der Petersburger Ausstellungs-schule (man glaubte mit dieser Unmenschlichkeit offenbar, nach psychotechnischem Muster, wunder wie vorgeschritten zu sein) als »moralisch Defekte« streng isoliert gehalten; für diese unglücklichen kleinen Wesen richtet man besondere, den Gefängnissen ähnliche Erziehungsanstalten ein. In den beiden letzten Kapiteln berichtet die Verfasserin von ihren Besuchen bei Krapotkin, der in einem gänzlich abgelegenen Örtchen in schwerster materieller und mehr noch geistiger Not lebte, die bald seinem Leben ein Ende machten, und schließlich von dem auch bei uns bekanntgewordenen Schicksal der Spiridonowa. ◊ Eine Ergänzung zu Emma Goldmanns Schrift ist die ihres Freundes und Gesinnungsgenossen *Alexander Berkman* Die russische Tragödie (Berlin, Verlag Der Syndikalist/. Berkman, wie sie, wegen Kriegspropaganda aus den Vereinigten Staaten ausgewiesen, kam im Januar 1920 nach Rußland. Auch er nach schwerstem Lebenskampf als anarchistischer Revolutionär (er hatte mehr als anderthalb Jahrzehnte in den furchtbarsten amerikanischen Kerkern verbracht) in glückseliger Erwartung das Land der Freiheit zu betreten. »Ein Gefühl der Feierlichkeit, heiliger Scheu beinahe, überwältigte mich. So mußten meine frommen alten Vorväter gefühlt haben, als sie zuerst das innerste Heiligtum betraten . . . Es war der erhabenste Tag meines Lebens.« Auch Berkman bereiste Rußland 2 Jahre lang kreuz und quer. »Zuerst konnte ich nicht glauben, daß das, was ich sah, Wirklichkeit war. Ich wollte meinen Augen und Ohren, meinem Urteil nicht trauen. Wie gewisse Vexierspiegel jemand fürchterlich mißgestaltet erscheinen lassen, so schien Rußland die Revolution als eine furchtbare Verzerrung widerzuspiegeln.« Die gleichen Erfahrungen also, die alle ehrlichen und wirklich sehenden Beobachter machen mußten. Nur ist es freilich ein schwerer Irrtum, wenn Berkman glaubt, daß, was dort geschah, auch nur das geringste mit Marxismus zu tun habe. Nicht der Marxismus, sondern dessen stupide Verzerrung hat geistig den Bolschewismus erzeugt; von dem, was moralisch in Rußland geschehen ist, völlig zu schweigen.

Geistige Bewegung / Herbert Kühnert

Sozialistisches Versagen Ein für die Stellung unserer Zeit zur geistigen Bewegung charakteristisches Buch ist

René Schickeles, des Elsässers, Wir wollen nicht sterben (München, Kurt Wolff/. Es besteht aus 3 Teilen und schildert im Anschluß an die 3 Jahre von der Novemberrevolution bis Ende 1921 »das Erlebnis der Zeit und den Kampf um die Erlösung aus der Zeit«. Es sollte von allen Sozialisten gelesen werden, die den Sozialismus nicht nur als politisch-ökonomische Theorie und Bewegung auffassen sondern als geistiges Problem. Diese Auffassung ist ja heute notwendiger denn je. Denn der Sozialismus in seiner ersten Phase ist im wesentlichen kulturkritisch gewesen. Die schöpferische Phase hat noch kaum begonnen. Ja, man kann sogar von einem Versagen des an die politische Macht gekommenen Sozialismus vor wesentlichen geistigen, künstlerischen, politischen (innen- wie außenpolitischen) und ökonomischen Aufgaben reden, wenn man sich gegenwärtigt, was eigentlich seit dem November 1918 unter Mitverantwortung der sozialistischen Parteien geschaffen worden ist. Wesentliche Schlagworte, die in der Oppositionsperiode als Fahne dienten, haben als Wegweiser für schöpferische Aufgaben versagt, und wo man zu neuen Fahnen griff, erwiesen sie sich vielfach als schlechte Nachahmungen bürgerlicher Erzeugnisse. Was hat zum Beispiel die "Einheitsschule", insofern sie lediglich die höchst problematischen historischen Schultypen in einen organisatorischen Zusammenhang bringen will, mit Sozialismus und sozialistischer Ideenwelt zu tun? Was die "Begabtenauslese" mit sozialistischer Erziehung? Was die von der Partei festgehaltene Handelspolitik mit den wirtschaftspolitischen Erfordernissen von heute? Die Beispiele ließen sich beliebig vermehren. So un bequem sie einer Einstellung sein mögen, die noch immer glaubt, man könne nur mit Massen und Schlagworten eine sozialistische Kultur schaffen, so wenig brauchen sie mit bourgeoisem Denken zu tun zu haben. Eine Bewegung, die nicht immer wieder die innere Freiheit hat sich selbst kritisch zu prüfen und aus dieser Einkehr neue Kraft zu ziehen, ist keine Bewegung, am wenigsten eine geistige. Versagen des Sozialismus im Geistigen: Wie ein roter Faden zieht sich dieser Gedanke durch das Schickelesche Buch. Der 1. Teil schildert die Novemberrevolution in Berlin. These: »Der 9. Novem-

ber war, in allen Handlungen, eine bürgerliche Revolution.« Die Gelegenheit zur »organischen Verwandlung der kapitalistischen in die sozialistische Gesellschaft« wurde versäumt, während sich Kautsky und Lenin über den Begriff der Diktatur des Proletariats stritten. Eine Gewalt wich der andern, die Gesinnungsart blieb die selbe. »Ich will keine Sklaven, auch nicht befreite Sklaven, die immer Sklaven bleiben, solange sie, sogar in ihrem eignen "Interesse", gezwungen werden müssen, gezwungen durch Aufseher aus ihrer Mitte oder selbst geführt zu dauernder Anwendung von Gewalt dadurch, daß man eine, natürlich möglichst ohnmächtige Herrenkaste beibehält, deren Unterdrückung den Vorwand abgibt, damit die Sklaven sich als die Herren aufführen. Ich will, daß der Sklave, der Inbegriff dessen, was den Sklaven ausmacht, ob er nun im Klassenkampf, dieser primitiven Lebensform, oben liegt oder unten, ich will, daß der Komplex der Gewalt aus der Welt verschwinde. Darauf, Kameraden, darauf kommt es an. Legt ihr's nur darauf an so viel zu verdienen, daß ihr eine Wohnung im Westen mietet, Ulrike einen Klavierunterricht bekommt und Paul wahrhaftig Latein lernt; gut. Aber dann steht davon ab von Sozialismus zu reden. Dieses Geschäft hat vom Sozialismus nur das Aushängeschild. Glaubt ihr nicht, daß der Mensch aus Eigenem (ich sage nicht: sich befreie, denn seine Befreiung, das ist der leichtere Teil der Aufgabe), glaubt ihr nicht, daß der Mensch aus Eigenem sein freies Leben in freiwilligen Formen leben kann, die, weil allen gemeinsam, keinen unterdrücken, dann laßt sie, die Menschen. Laßt sie, wo sie sind, und was auch mit ihnen geschehe. Laßt sie unter den Tieren. Macht sie nicht noch unglücklicher als sie schon sind, indem ihr Ansprüche an sie stellt, von denen ihr wißt, daß sie sie nie erfüllen.«

Sozialistisches Ideologentum Der 2. Teil des Schickeleschen Buches schildert eine Pariser Reise aus dem Jahr 1920. Sie führt uns direkt ins Quartier Latin und schildert unter anderm die Trennung Schickeles von Barbuse, als dieser gerade die Gruppe Clarté als »(gerupften) Intellektuellenflügel der Kommunistischen Partei Frankreichs« konstituierte. Hier stoßen wir wieder auf das gleiche Problem wie im 1. Teil: auf das Verhältnis des politischen Sozialismus zum Geist. Was hätte nach Schickeles Meinung die Clarté als öffentliche Aktion in Europa tun kön-

nen? Antwort: Daß ein aus dem europäischen Künstlertum geborenes Ideal »seine Seele nicht verliere an den Handwerksmann der Politik; vielmehr rein und beständig leuchte im Tumult des täglichen Haders und in der Verfinsternung der Gemüter durch die Gewalthaber«. Sie hätte verhindern sollen, daß »an Stelle der bürgerlichen eine sozialistische Konvention sich festsetze (die übrigens nichts anderes sein könnte als ein Zerrbild des bürgerlichen Gesichts, irgendeine Art Bourgeoisersatz) . . . Wehe, wenn die neue Mittelklasse zur geistigen Herrschaft gelangt! Es wäre die restlose Barbarisierung der Erde, nichts Neues, die Fortsetzung des Alten vielmehr bis in Sumpf und Verkommenheit.« Die Clarté hätte hier führend wirken können als eine »Vereinigung von Künstlern sozialistischen Glaubens, Lehrern, Studenten und jungen Arbeitern mit ausgesprochenen geistigen Interessen«. Nun begleiten wir Schickele zu Charles Vildrac, dem Verfasser des Buchs der Liebe und der Entdeckungen, zum Salon und zu Léon Werth, dem Dichter des Romans La maison blanche, Clavel soldat, Clavel chez les majors, Yvonne et Pijallat, den das Schwinden der letzten Illusionen über den Proletarier als Erlöser vom Krieg zur letzten und, ach, so alten Hoffnung auf den Orden der Brüder im Geist zurückgetrieben hat, von denen der Romanheld Clavel sagt: »Mir will scheinen, daß es hier und da im westlichen Europa Gruppen von Menschen gibt, die eine tiefe Wahlverwandtschaft verbindet. Das nationale Band wäre eine ebenso ungenügende Erklärung dafür wie das Prinzip des Klassenkampfes . . . Was haben sie gemeinsam? Nichts. Alles. Die Geringschätzung des Geldes, eine unromantische Geringschätzung, einen Widerwillen gegen die dogmatischen Lösungen der Probleme, ein Gefühl für das Mystische, eine suchende Unruhe des Geistes wie der Augen, eine besondere Vorliebe in Dingen der Freundschaft und der Liebe, einen so ausgeprägten Sinn für das Mitleid, daß sie die Erbärmlichkeit verabscheuen, irgendeine gewisse Einfachheit der Sitten und der Redeweise . . . Sowie diese Menschen einander begegnen, zu welchem Volk und zu welcher Klasse immer sie gehören, nehmen sie die Fühlung mit einander auf. Sie treten unmittelbar einer zum andern. Was schießt sie da die Gemüsehändler im Eckladen, die Dame, die ihren Salon hat, der Minister, der Geschäftsmann . . . von welcher Nationalität sie auch sein mögen?«

Der 3. Teil trägt die Überschrift Blick vom Hartmannsweilerkopf. Er ist ein erschütterndes Gedicht; das Gedicht der aus Leid und Tod nach Erlösung ringenden Zeit. Das Gedicht des heimatlosen, heimatsuchenden Europäers, des Sohnes einer vielgequälten und vielmißbrauchten Landschaft, der Menschenseele, die auf Trümmern und Massengräbern, unter Pein und Kampf nach »Gewißheit und Lebensmöglichkeit im Ideal« ringt. Am Ende des Buches steht, gleich dem Finale einer Symphonie, das Bekenntnis, Rundreise eines fröhlichen Christenmenschen. Die Schönheit dieses Kapitels besteht außer in der Echtheit der Empfindung in der Meisterschaft, mit der hier das kulturelle Problem eines Stückchens europäischer Erde, des Elsaß, als Problem Deutschland-Frankreich, Europa, Abendland, Menschentum erkannt wird, in der dichterischen Kraft, die dem Gefüge des Alltags die entscheidenden Fragen nach dem Sinn und dem Wert des Daseins entlockt, um schließlich Sinn und Unsinn, Geschichte und Gegenwart, Heimat und Fremde, Natur und Kultur, Zweifel und Glauben zu einer farbenprächtigen, Himmel und Erde vereinigenden Schau zusammenzuzwingen. Dieses Kapitel sei ganz besonders zur aufmerksamen Lektüre empfohlen.

**Dostojewskij
und Gewalt-
propaganda**

Einem wichtigen Höhepunkt des Schickeleschen Buches bildet, auf dem Kreuzberg zwischen Gallien und Germanien geschrieben, die Auseinandersetzung des Verfassers mit Dostojewskij. Der Autor schildert, wie ihn am Fuß des Hartmannsweilerkopfes das Bedürfnis überfiel mit Dostojewskij »fertig zu werden«, dem Dichter, den er vor dem Krieg mit Begeisterung gelesen hatte, von dessen gefährlicher Glut, bei bleibender Bewunderung für den Künstler, er sich während des Krieges entfernt hatte, und zu dem ihn neuerdings der Bolschewismus mit seiner Propagierung der Gewalt um jeden Preis unversehens zurückgebracht hatte. »Bei Dostojewskij stieß ich mich immer mehr daran, daß er wußte, was not tat, aber es nicht wahrhaben wollte, weil ihn toll danach verlangte sich in Positur zu sehen: ich stieß mich an seinem politischen Ehrgeiz . . . Konnte es Kannibalisches geben als Dostojewskijs Aufrufe der Tat, die ich mit wachsendem Abscheu überlas? Der Dämon der Herrschsucht ritt ihn, jagte ihn rings um die Katorga, einen Augenblick, den berühmten Augenblick Dostojewskijs, sah er die höhere Wirklichkeit offen, stürzte entzückt und

erwachte in der Unterwelt seiner Zeit, des technischen Größenwahns und seelischer Verkommenheit, des Katzenjammers in allen Formen, der Surrogate und Falsifikate . . . Mir graute vor dem überwältigend wahren Ausdruck des Interregnums, wie es in Dostojewskij Fleisch und Blut und, trotz seiner orgiastischen Leidenslust, sieghafte Seele geworden war. Mir graute vor der Kraft, die im Finstern tappt: die mit gigantischen Armen im Leeren schafft; deren Gebete mit Flüchen untermischt sind, und die Flüche mit Tränen.« Diese unruhigen Überlegungen einer schlechten Nacht brechen am nächsten Tag mit verstärkter Gewalt hervor, als ein Gang durch die Bläue des Sommertags den Wanderer zu dem kreuzgekrönten Gipfel des fürchterlichen Berges hinaufführt, auf dem der Wahnsinn des Weltkriegs Tausende von Deutschen und Franzosen eingegraben hat, und an dessen Massengräbern heute die zu unserer Zivilisation gehörige Fremdenindustrie mit Ansichtskarten und Restaurantbetrieb blüht. »Ich war am Kreuz auf dem Gipfel, und die Sonne brannte . . . Da erinnerte ich mich des Vulkans, der in meiner Welt arbeitete: Dostojewskij. In trächtiger Ruhe streckten sich die Kornfelder in der Ebene, von Weinbergen überwacht. Ich dachte an die Männer im Krieg, zu denen solche Nachmittage heraufgekommen waren. Ich suchte mir einen Winkel in den betonierten Schützengräben, und indes ich suchte, wuchteteten seine Gestalten in mir, schlugen seine Herausforderungen, züngelten seine irren Lieder . . . Wälzte ich mich hier nicht im "Bergwerk"? Was war die Katorga, das sibirische Zuchthaus, im Vergleich zu dieser westlichen Aktivität der Verdammnis? Dort, ihr Glücklichen, litt man sich los von seiner Schuld, hier strengt man sich an die anderen leiden zu lassen, und das eigene Leid erkannte sich erst im Tod, liederlich leichtsinnig in dem der anderen, im eigenen ernster, doch schon halb entrückt durch das Fieber. Was war der Mensch? Dostojewskij, sag du mir, was ist mit ihm? Ich muß mir über Dostojewskij klar werden, nicht so sehr über den Dichter als den kämpfenden Denker, vor allem aber als den Inkarnator einer bestimmten Zeit, die für viele von uns noch Schicksal ist.«

Und nun folgt eine Studie über das Werk Dostojewskijs in seiner innern Beziehung zum bolschewistischen Rußland. Dostojewskijs Welt ist Menschenqual und sprengende Lust ihr zu entfliehen. Manchmal zwischen den Qualen der

Hölle öffnet sich der Himmel, und ein Engel steigt herab. Ein solcher ist Aljoscha, der eine der 3 Helden aus Dostojewskijs letztem und reifstem Romanwerk, dessen letzter ungeschriebener Teil das Leben dieses Menschensohnes schildern und das Lebenswerk des Dichters krönen sollte. In ihm sah er eine neue irdische Welt, die er nicht mehr betreten durfte. Die 3 Brüder Karamasow kämpfen auf russischer Erde den Endkampf einer absterbenden Gesellschaft. Die beiden älteren unterliegen. Den einen, Mitja, fällt seine ungeistige Erdkraft, den andern, Iwan, verzehrt sein Intellekt, Aljoscha besteht, er allein vermag weiterzuleben. Wer ist dieser Aljoscha, dieser merkwürdige allwissende Unschuldige, den Dostojewskij schauen, aber nicht leben, den er andeuten, aber dessen Roman er nicht schreiben konnte? Er ist der Mensch der Zukunft, an den Dostojewskij glaubte, die »Verkörperung der Einheitsidee auf Erden, und zwar nicht einer durch das Schwert errungenen sondern durch die Macht der brüderlichen Liebe und unseres brüderlichen Strebens zur Wiedervereinigung der Menschen verwirklichten Einheit«, die Verwirklichung jener sonst nur postulierten evangelischen Katholizität, die Vereinigung der 3 Brüder Mitja, Iwan und Aljoscha in einer Person, der Führer zum Ausweg für die »europäische Sehnsucht« in die »russische allmenschliche und allvereinende Seele«, Freilich, Aljoscha war eine Sehnsucht, ein Bild, kein Mensch, der gelebt hat. Und solange er nicht gelebt hat, wird er ein Traum, eine Sehnsucht, ein Heiligenbild bleiben. Was heute in Rußland vor sich geht, ist nicht die Verwirklichung dieses Traums. Der Großinquisitor stellt mit Feuer und Schwert seinen großen sozialen Versuch an. Nicht Aljoscha sondern der intellektuelle Gewaltmensch Iwan schickt sich an der russische "Allmensch" zu werden. Wir sind unfreundlich eingeladen die russische allmenschliche Seele in der Maschine der Dritten Internationale zu erkennen.

Es ist nun, wie Schickele hervorhebt, in der Tat auffallend, mit welcher Liebe Dostojewskij beim Typus Iwan verweilt, wenn es auf die *Tat* ankommt. Er folgert daraus, daß auch Aljoscha doch eigentlich im Grunde nicht mehr sei als »das schönste Wort der russisch orthodoxen Kirche«, ein »mit allen Zaubern der Liebe überschüttetes Heiligenbild«. »Dostojewskij ist das Ende — nicht des alten Europa sondern des alten Rußland. Mit ihm hat die Aufklärung, zuletzt, auch in

Rußland gesiegt. Nun geht sie dort ihren Gang. Die Revolution bedeutete, was sie früher im Deutschland Luthers, in England und in Frankreich bedeutet hatte: den politischen Durchbruch der Aufklärung. Und dies geschah zur selben Zeit, wo das westliche Europa der Aufklärung überdrüssig geworden war bis zur Verzweiflung. Rußland ist im Begriff das westliche Europa einzuholen, das ist alles. Und so wird es vermutlich das letzte kapitalistische Land sein in Europa.« Das 3. Buch der Brüder Karamasow, wie die russische Geschichte es geschrieben hat, heißt nicht Aljoscha sondern Iwan. Von diesem Rußland des Iwan ist eine Erneuerung des Gottesglaubens nicht zu erwarten, denn die Dritte Internationale propagiert nicht die Bergpredigt sondern, offiziell wenigstens, das Ideal der sozialistischen Gesellschaft. »Wenn aber für das Ideal Soldaten in Bewegung gesetzt werden, so ist es niemals Aljoscha, der sie befiehlt, sondern immer sein gewalttätiger Bruder, der Meister in der Führung körperlicher und geistiger Waffen: Iwan, sein Bruder zwar, doch ein Mörder.«

So kommt schließlich Schickele über Dostojewskij zu folgendem Ergebnis: Er verließ die Katorga, um sie überall in der Welt wiederzufinden, auch in der überirdisch schimmernden Gralsburg, die er ihr erbaute. In der Bemühung der letzten 3 Jahrhunderte den »natürlichen Menschen« wiederzufinden ist er am weitesten gegangen, und was er wiederfand, war der Urmensch. Ihm war, zum Unterschied von der westlichen Philosophie, nicht die Idee die Hauptsache, nicht einmal die Idee des Menschen, sondern »der Mensch selbst, ohne Umschweife, ohne eine andere Beziehung als zu sich selbst. Er zerschlug alle Masken des Menschen und öffnete den Weg ins Nichts des Lebens, wo die unerlöste Kreatur schweift, schweift und zittert. Wo die anderen hernach (im positiven Teil ihres Werkes, das immer der schwächere war) eine neue Tafel aufstellten, stellte er einen neuen Menschen dar, und diesem, Aljoscha Karamasow, ließ er die Maske . . . So ist nun auch der Mensch, der Mensch an sich, ausgeschöpft. Was bleibt als ein trüber Grund? Es bleibt der Mensch und die Natur und ihre schöpferische Beziehung: Gott . . . Gott aber ist jenseits dessen, was der Mensch vernünftigerweise erfassen kann. Er ist nirgends zu finden als in einer Begegnung mit sich selbst, ja er ist überhaupt nicht zu finden, weil dieses bedeuten würde, daß man ihn suchen könnte. Man kann nicht

mehr tun als sich ihm auszusetzen. Gott ist nur zu sehen ... Wer zu so viel Guld und Selbstvertrauen unfähig ist und trotzdem glauben möchte, der läte gut entschlossen zu einem Dogma, womöglich dem strengsten, zu treten. Stellt es doch immerhin eine Beziehung, wenn auch eine noch so grobe, zum Göttlichen dar ... Besser eine Ahnung des Göttlichen durch Dogma und Götzendienst als gar keine ... Dies ist mit Dostojewskij, und alles, was sich gegen ihn sagen läßt, hat er selbst irgendwo geäußert, auch das »Fürchtet euch nicht!« der Engel, aber bei der Verkündigung der Botschaft brach seine Stimme.«

Totenliste

Auf das geistige Leben Deutschlands, vielmehr auf die Anschauungen der deutschen Geistigen hat *Max Nordau*, der in diesem Jahr in Paris starb (siehe die Rundschau Nationale Bewegung, in diesem Band Seite 492 f.) in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts eine nicht geringe Wirkung ausgeübt. Sein Buch *Die konventionellen Lügen der Kulturmenschheit /1883/* war eine mutige Tat im monarchistischen Deutschland. Auch seine *Paradoxe /1885/* übten großen Einfluß. Damals tat der Geist feiner Skepsis und unerschrockener Leugnung der von der Kultur tolerierten Götzen not. In dem Anzweifler steckte aber stets ein Glaubender. Und dieser fand den Weg zur zionistischen Bewegung, der seine letzten Lebensjahre galten. Nordau, dessen eigentlicher Name Südfeld war, wurde am 29. Juli 1849 in einem jüdischen Gelehrtenhaus in Budapest geboren. Von Beruf war er ursprünglich Arzt, er wandte sich aber, nachdem er weite Reisen durch ganz Europa gemacht und sich dann 1880 in Paris niedergelassen hatte, ganz der Publizistik zu. Enge Freundschaft verband ihn mit Lombroso, später mit Herzl.

Kurze Chronik Die Völkerbundkommission für *internationale geistige Arbeit* hat, auf den Vorschlag des früheren italienischen Unterrichtsministers Ruffini, von den Regierungen die Stätuierung eines Urheberrechts für wissenschaftliche Entdeckungen verlangt; es soll dem für Werke der Kunst und schönen Literatur bereits bestehenden analog sein. ◊ Am 2. August wurde in Nürnberg der 15. *Esperantoweltkongreß* eröffnet. Er tagte unter dem Protektorat des Reichspräsidenten, in dessen Vertretung der Staatssekretär Genosse Heinrich Schulz darlegte, welches große Interesse Deutschland am

Esperanto habe und bekunde. ◊ Das System der Reclamschen Universalbibliothek wird auf amerikanische Verhältnisse übertragen. In *Zehncentsbüchern* mit Leinwandeinband in Rot und Gold soll im Lauf der Zeit die ganze Weltliteratur geboten werden. In dem neuen Ort Kingsport ist bereits eine Bücherfabrik eingerichtet worden, die täglich 100 000, im Jahr 3 500 000 Bände auf besonderen Maschinen herausbringen kann. ◊ Der Münchener Verlag O. C. Recht bringt eine Reihe von *Jugendbüchern* heraus, die sich durch gutes Papier und schöne Ausstattung empfehlen. Der 1. Band ist Goethe gewidmet; Gedichte, die Novelle *Der Dieb*, die Geschwister und der Götz sind dem Gesamtwerk entnommen und mit Ludwig Richters Bildern geschmückt. Im 2. Band sind Erzählungen Theodor Storms zusammengestellt, mit hübschen Bildern von Rolf Hörschelmann. Der 3. Band gibt eine Auswahl aus Tolstojs Werken, illustriert von Wassilij Masjutin.

Literatur

Wilhelm Schneider hat ein Buch herausgegeben, das man in der Hand eines jeden Deutschlehrers sehen möchte. 36 als gute Stilisten bekannte Autoren sprechen über den *deutschen Aufsatz* (Meister des Stils über Sprach- und Stillehre /Leipzig, B. G. Teubner/). Alle sind einig darin, daß der deutsche Aufsatz einer Reform dringend bedarf. Die Reformvorschläge selbst gehen weit auseinander. Der größte Fehler unseres heutigen Schulbetriebs liegt wohl in seinem literarhistorischen Ehrgeiz. Die Schule soll doch schließlich keine Gelehrten und Essayisten erziehen. Sie kann es auch nicht. Denn welcher Oberlehrer hat selbst das Zeug zu solchem Beruf? Unter Hunderten einer vielleicht. Im Leben tritt an jeden die Forderung heran seine Gedanken, seine einfachen Tagesgedanken, klar niederzuschreiben. Sei es, daß er als Arzt eine Krankengeschichte verfaßt, als Forscher über seine Ergebnisse berichtet, als Politiker eine Eingabe macht oder als Ingenieur Gutachten oder Entwürfe schriftlich erläutert. Wie wenige besitzen die Fähigkeit einfach, ungezwungen und doch nicht unschön zu schreiben! Ihr Stil wurde an Aufsatzthemen verbildet, die ein Fachmann erst nach langem Studium anpacken würde. Das eigene Erleben, im Konkreten und Ideellen, muß in den Mittelpunkt des deutschen Aufsatzes gerückt werden. Dann werden wir Menschen erziehen, die das, was sie zu sagen haben, auch sagen können.

WISSENSCHAFT

Philosophie / Christian Herrmann

Systematik

Die seit der Antike immer wieder auftretenden Versuche einer Einteilung oder eines Systems der Wissenschaften haben vielfach nur den Wert einer formalen Klassifikation, sind darum ohne eigentliche philosophische Bedeutung und leisten auch für die Orientierung der Wissenschaften nichts. Anders ist es mit Einteilungsversuchen, die von erkenntnistheoretischer Einsicht in das Wesen und den Sinn der Wissenschaft überhaupt, in die Eigenheit der einzelnen Wissenschaften und ihr Verhältnis zu einander getragen sind. Hier ist das System der Wissenschaften die Zusammenfassung und der Ausdruck all dieser Einsichten, und wie es so die Aufgipfelung der gesamten philosophischen Arbeit darstellt, so ist es auch von eminenter praktischer Auswirkung. Denn den Wissenschaften wird ihre Stelle im Kosmos des Denkens angewiesen, ihre Aufgabe und ihre Methode werden bestimmt, das Verhältnis zu den Nachbardisziplinen wird festgelegt. Man kann infolgedessen in allen Fällen solcher Wissenschaftssysteme beobachten, wie hierdurch die einzelwissenschaftliche Arbeit aufs nachdrücklichste beeinflusst wird. Es mag beiläufig noch das Selbstverständliche bemerkt werden, daß solch eine erkenntnistheoretisch methodologische Wissenschaftssystematik ganz anders ausfällt als die Gliederung der Wissenschaften nach praktischen Gesichtspunkten des Hochschulunterrichts oder nach ihrem historischen Gewordensein.

Am bekanntesten ist die Einteilung der Wissenschaften in Natur- und Geisteswissenschaften, die aber heute nicht mehr der Ausdruck unserer wissenschaftstheoretischen Einsichten ist. Der letzte Versuch, der gemacht worden ist, diese Einteilung wirklich durchzuführen: vor 2 Jahren von Erich Becher in seinem Buch *Geisteswissenschaften und Naturwissenschaften* /München, Duncker & Humblot/, ist, das kann man wohl sagen, vollständig mißlungen. Die Eigenart der Psychologie bleibt hier unberücksichtigt, die Geschichtswissenschaften sind unverstanden, die Soziologie ist heimatlos, und die feinen, aber doch so wesentlichen Unterschiede in der Struktur der Wissenschaften werden übersehen. Die andere Einteilung, die in den letzten Jahrzehnten von großer theoretischer und praktischer Bedeutung geworden ist, haben Windelband und Rickert geschaffen. Hier

werden die Wissenschaften in generalisierende und individualisierende eingeteilt. Beruht die erstgenannte Gliederung auf der Verschiedenheit der Gegenstände, so ist diese auf einem Unterschied der Methoden aufgebaut. Da gibt es freilich Unzulänglichkeiten. Die Psychologie als Geisteswissenschaft gerät zu den Naturwissenschaften, die selbst viel zu sehr in Bausch und Bogen betrachtet werden. Jetzt legt nun der Berliner Privatdozent *Paul Tillich* eine Schrift vor, *Das System der Wissenschaften nach Gegenständen und Methoden* /Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht/, die in knappster Form den Ertrag der wissenschaftstheoretischen und darüber hinaus der gesamten philosophischen Arbeit der letzten Jahre zusammenfaßt. Der erste Eindruck, den man erhält, ist der einer ganz ungeheuren Mannigfaltigkeit der einzelnen Provinzen des Reichs der Wissenschaft, die wohl nur wenigen, vielleicht nicht einmal allen Fachleuten ganz zum Bewußtsein gekommen ist. Der Aufbau des Systems erfolgt von einem Prinzip aus und macht es damit zu mehr als einer bloßen Einteilung, nämlich zur organischen Entfaltung der Idee des Wissens selbst. Aus ihr als der denkenden Erfassung des Seins folgt ein 3faches Verhältnis zwischen Denken und Sein: 1. Das Sein ist im Denken gesetzt, es ist Denkbestimmung. 2. Das Sein ist das vom Denken Gesuchte, das dem Denken Fremde. 3. Das Denken erfährt sich selbst als Sein. Es ist die Dialektik zwischen Sein und Denken in der Idee des Wissens, die sich in diesen 3 Verhältnissen entfaltet und damit die Grundlagen des Systems der Wissenschaften liefert. Denn das erste Verhältnis ist der Ausgangspunkt der Denkwissenschaften, das zweite ergibt die Seins- oder Realwissenschaften, und das dritte führt in seiner Ausgestaltung zu den Geistes- oder Normwissenschaften. Wie man hier sieht, ist es nicht die Einteilung nach Gegenständen oder nach Methoden, die das System gliedert, sondern dieses ist eigentlich die dialektische Entfaltung der Idee des Wissens, die dann sekundär zum Unterschied von Gegenständen und Methoden führt. Es liegt mithin eine Tendenz zum absoluten Idealismus in Tillichs Grundlagen, die nur nicht zu voller Klarheit erhoben ist. Immerhin ist die Methode der Systematik deutlich von der absolut-idealistischen Tendenz beeinflusst. Denn indem sie das Sein nicht nur als logische Kategorie nimmt sondern auch als lebendigen Gehalt anschaut, kann sie dies nur durch die Voraussetzung der lebendigen

Einheit von Form und Inhalt, die allerdings nicht abstrakte Identität ist. Von dieser Voraussetzung aus folgt auch die Lehre, daß Wissenschaft schöpferische Sinnerfüllung ist, und daß hierin das Wahrheitskriterium liegt; denn dies bedeutet ein Hinausgehen sowohl über den Realismus wie über die Geltungstheorie des subjektiven Idealismus. In der Gruppe der Denkwissenschaften sind Logik und Mathematik untergebracht. Sie haben es mit dem Denken zu tun. Bei allem Unterschied ist ihnen gemeinsam, daß ihr Erkenntnisziel »Gebilde« sind, auf die sich ihre Begriffsbildung richtet; der Erkenntnisweg ist als rationale Intuition und demonstrativ-deduktive Methode zu charakterisieren. Der Grad der Erkenntnis ist Evidenz. Eine weitere Denkwissenschaft außer Logik und Mathematik gibt es nicht, und so wird denn die Phänomenologie als eigene Wissenschaft abgelehnt, wenn sie auch als besondere Geisteshaltung, die sich überall auswirken kann, Anerkennung findet. Bei den Seinswissenschaften ist das Sein das Andere, das dem Denken Fremde, das begrifflich zu bewältigen ist. Dies kann auf 3fache Weise geschehen. Das »Andere« ist die Mannigfaltigkeit des Individuellen. Das Denken kann nun von dem Individuellen am Sein absehen und das Allgemeine, Übergreifende schaffen, das »Gesetz«, oder das Einzelne wird in einen Zusammenhang eingefügt, um darin zur Darstellung gebracht zu werden. Da dies ein zeitlicher Zusammenhang ist, so wird das Erkenntnisziel hier »Folge« genannt. Der dritte Grundbegriff ist die »Gestalt«, das individuelle Sein, das ein Allgemeines ist. Die Gestalt ist eigentlich das Konkrete, das wirkliche Sein, demgegenüber sind Gesetzesbegriff und Folgebegriff abgeleitet. Daher kommen 3 Arten von Begriffsbildung vor; die physikalische, die organisch-technische, die historische Wirklichkeit. Die physikalische Gruppe entspricht der Gesetzesmethode, es ist das Gebiet der Raumzusammenhänge, und deswegen geschieht die Gegenstandskonstituierung unter dem Einfluß der Mathematik, während in der organisch-technischen Gruppe gegenüber der Bestimmungslosigkeit des physikalischen Seins vollkommen geformtes Sein vorliegt. In den organischen Wissenschaften ist die Gestalt den Dingen immanent, in den technischen Wissenschaften ist sie subjektiv gesetzt, in beiden Fällen wird ein geschlossener Zusammenhang erkannt, dessen einzelne Teile Glieder sind, die nur in und an dem Ganzen Realität haben. Schließlich die geschicht-

liche Wirklichkeit und die ihr gemäße Methode der Folgezusammenhänge ist da gegeben, wo eine Gestaltindividualität ein Element in sich trägt, das in keinerlei Gesetzeszusammenhang auflösbar und doch vollkommen denkbestimmt ist. Es ist die geistig-schöpferische Individualität, die in der Zeit gesetzt ist. Seiner Betrachtung entspricht daher die Methode der Folgezusammenhänge, die Historie. Sonach entsprechen den einzelnen Seinsgebieten bestimmte Methoden und sind die ihnen angemessenen: der physikalischen Sphäre die Gesetzesmethode, der organischen Welt die Gestaltmethode und der historischen die Folgemethode. Dies ist die »autogene« Verwendung der Methoden. Außerdem gibt es aber nach Tillich auch eine »heterogene« Verwendung, die dann vorliegt, wenn eine Methode auf einem ihr nichtentsprechenden Gebiet durchgeführt wird. Das kann mit gewissen Einschränkungen berechtigt sein, ist aber meistens eine Verkennung der Eigenart der Wirklichkeitsgebiete. Unter Berücksichtigung dieser Unterscheidungen stellt sich dann das System der Seinswissenschaften wie folgt dar: In die autogene Linie der Gesetzeswissenschaften gehören Physik, Chemie, Mineralogie; in die heterogene Linie der Gesetzeswissenschaften (weil hier Gestalten und Folgen eine Rolle spielen) gehören Astronomie, Himmelsgeschichte, Geologie, Geographie. Die Gestaltwissenschaften zerfallen in eine Reihe der organischen und eine der technischen Wissenschaften. In die eine gehören Biologie, Psychologie und Soziologie, in denen allen von autogenen und heterogenen Methoden gesprochen werden kann. In der andern Reihe haben wir es mit Wissenschaften der »umgestaltenden Technik« (Pharmazie, Bergbautechnik, Verkehrstechnik usw.) und der »entfaltenden Technik« (Tierzucht, Pflanzenzucht, Heilkunde, Gymnastik, Ökonomie, Pädagogik, Rhetorik, Verwaltungslehre, Strategie usw.) zu tun. Die Folgewissenschaften sind politische Geschichte, Biographie, Kulturgeschichte, wesentliche Teile der Anthropologie, Ethnographie, Sprachwissenschaft und Philologie. Die letzte Gruppe bilden die Geistes- oder Normwissenschaften. »Geist ist die Selbstbestimmung des Denkens im Sein«, so wird definiert. So kommt in den Begriff des Geistes die dialektische Spannung zwischen Sein und Denken, und es kann demnach nicht nur neukantisch bei der Form stehengeblieben sondern muß zur Einheit von Form und Gehalt fortgeschritten werden. Diese Einheit ist etwas

unendlich Schöpferisches, das sich in den Geisteswissenschaften selbst setzt, woraus ihr normativer Charakter folgt. Ihr Erkenntnisziel ist die Setzung von Sinnzusammenhängen. Da die Sinnstruktur in 2 Elemente zerfällt; das Prinzip und das Material der Sinnggebung, deren Synthese das System ist, so zerfällt jede Geisteswissenschaft ihren Elementen nach in Sinnprinzipienlehre, Sinnmateriallehre und Sinnsystemlehre. Die Sinnprinzipienlehre hat es mit der Feststellung der Sinnfunktion und ihrer Kategorien, die für dies Gebiet gegenstandskonstituierend sind, zu tun; sie entspricht also der Philosophie im neukantischen Sinn. Die Sinnmateriallehre hat es mit der konkreten Verwirklichung der Sinnprinzipien in der Geschichte zu tun, es ist die Geistesgeschichte. Da sie frei von Raum- und Zeitbeziehungen ist und in der Verwendung ihres Materials unabhängig von historischen Zusammenhängen, so ist sie etwas anderes als die Kulturgeschichte, zumal sie im Dienst der Systematik steht. Diese, auch Sinnnormlehre genannt, stellt den Gipfel einer jeden Geisteswissenschaft dar. Für das Wesen und die Bedeutung systematischer Wissenschaften ergeben sich hieraus wichtige Erkenntnisse. Die Gegenstände der Geisteswissenschaften sind Wissenschaft, Kunst, Metaphysik, Recht, Gemeinschaft und Ethos. Wie man sieht, werden hier infolge der methodologischen Methode Gegenstandsgebiete geschieden, deren Unterschied bisher nicht gesehen wurde. Metaphysik ist eine Geisteshaltung, die sich auf das Unbedingte als Unbedingtes bezieht, und das Ethos ist die handelnde Verwirklichung des Unbedingten; daher ergibt sich zwischen Gemeinschaftslehre und Ethik ein Unterschied. Wie es von jedem dieser Gegenstände 3 Geisteswissenschaften gibt, entsprechend den 3 Sinnelementen, so verkompliziert sich dieses System noch einmal beträchtlich durch die deutliche Hervorhebung einer 2fachen Haltung, die die Geisteswissenschaft einnehmen kann. Die Geisteshaltung kann sich auf das Bedingte richten und auf das Unbedingte nur, insofern es das Bedingte fundiert. Dies ist die »autonome« Haltung. Es kann sich dagegen aber auch eine Wendung zum Unbedingten vollziehen, um des Unbedingten willen, während die bedingten Formen nur erfaßt werden, um in ihnen das Unbedingte zu erfassen. Dies ist die »theonome« Haltung. Dieses Begriffspaar ist für das Verständnis der Geistesgeschichte von außerordentlichem Wert. Die Geisteswissenschaften können theonom oder autonom sein. Einzelne neigen mehr

zur Theonomie, wie Metaphysik und Ethik, andere mehr zur Autonomie, wie Wissenschaftslehre, Kunst und Rechtslehre. Doch gibt es Schwankungen, die eben von geistesgeschichtlicher Bedeutung sind. Höchst eigenartig ist zum Schluß die Darstellung der Theologie. Ihr wird jeder besondere Gegenstand genommen, und sie erhält die Aufgabe einer »theonomen Sinnnormlehre«. Sie ist keine selbständige Wissenschaft mehr, sondern ist normative Geisteswissenschaft überhaupt.

Man wird ohne weiteres zugeben, daß dieses System der Wissenschaften mit Kühnheit und Jugendfrische konzipiert ist. Die Eigenart der Biologie kommt in der Trennung von den Geisteswissenschaften erst zum Ausdruck, und klar ist die Stellung der Psychologie und Soziologie festgelegt. Dies ist unstreitig ein Gewinn, wie es auch eine wichtige Erkenntnis ist, daß in der Historie die Folgemethode die autogene ist, während eine Strukturmethode, wie sie Dilthey zuletzt anstrebte und neuerdings Spranger mit Scharfsinn ausgebildet hat, dem historischen Gegenstand heterogen ist, was auch gegen Max Webers idealtypische Konstruktion gesagt werden kann. Überhaupt, die Unterscheidung von autogenen und heterogenen Methoden und der Aufweis des wechselseitigen Kampfes der Methoden sind von ebenso großem systematischen wie geistesgeschichtlichen Interesse. Hierin zeigt sich überhaupt der Wert dieser Systematik, daß die aufgestellten Begriffe nicht nur von methodologischer Bedeutung sondern auch für die Geistesgeschichte erleuchtend sind. Das System der Geisteswissenschaften, der 3. Teil, zeigt in seinen subtilen Unterscheidungen den ganzen Gewinn, den die Basis eines absoluten Idealismus bringt. Aber es zeigen sich hier auch dessen Gefahren, nämlich die einer begrifflichen Helldunkelmalerei, die nur sehr schwer vermeidbar sind. Immerhin wäre zu wünschen, daß der Verfasser bei einer 2. Auflage gerade diesen Teil breiter ausführte.

Einführungen Von Wilhelm Bruhn erschien eine Einführung in das philosophische Denken /Leipzig, B. G. Teubner/. An der Hand der philosophiegeschichtlichen Entwicklung werden das Wesen des *philosophischen Denkens* und seine Methode in ausführlichen und eindringenden Überlegungen klargemacht. Der methodische Fortschritt vom Leichtern zum Schwerern bewirkt, daß das Buch sehr geeignet zur Einführung in die Philosophie ist.

Die soziale Frage im Lichte der Philosophie, das bekannte Werk Ludwig Steins, ist in 4., umgearbeiteter Auflage erschienen /Stuttgart, Ferdinand Enke/. Die ausführliche Darstellung der Geschichte und des Systems der *sozialen Theorien* und die universale Beherrschung der Literatur fast sämtlicher Kulturvölker machen das Buch zu einem wertvollen Arbeitsmittel. Die Behandlung der einzelnen soziologischen Probleme erfreut durch die Kenntnisse des Verfassers da auch noch, wo man aus methodischen Gründen Einwände erheben muß. Betont muß noch werden, daß die Neubearbeitung die Darstellung der sozialen Theorien bis zum Bolschewismus, Gildensozialismus und Fascismus führt.

Gemeinverständliche Schriften

In einer im Verlag Ferdinand Hirt in Breslau erscheinenden neuen Sammlung

Jedermanns Bücherei hat der gelehrte und geistvolle Leipziger Orientalist und Philosoph Hermann Schneider 2 Bändchen Philosophie der *Geschichte* herausgegeben. Im 1. Bändchen wird eine auch den Fachmann interessierende Geschichte der Geschichtswissenschaft gegeben, die sehr gut für das Altertum ist, das Mittelalter wird leider übergangen. Die Darstellung der neuern Historiographie und ihrer philosophischen Anregung ist besonders für das 18. Jahrhundert sehr lebensvoll und belehrend. Das 2. Bändchen enthält eine Darlegung des Unterschieds von Geschichtswissenschaft und Geschichtsphilosophie, die nicht sehr tiefgründig ist, eine Herausarbeitung der logischen und methodologischen Eigenart der Geschichtswissenschaft, die sehr anspricht und schließlich eine geistvolle Darstellung der Gesetze der Völkerentwicklung. Die Aufstellung ist mit viel größerer Vorsicht und Exaktheit durchgeführt als bei Spengler, benutzt aber wie dieser und alle Vorgänger seit Herder die Analogisierung mit den Lebensaltern. Man kann dies verwerfen und wird an den beiden Bändchen doch große Freude haben und ihnen gern weite Verbreitung wünschen.

In der Teubnerschen Sammlung *Aus Natur und Geisteswelt* ist eine Darstellung des Jahrhunderts der *Aufklärung* von Siegfried Marck erschienen, die vom englischen Empirismus bis zu den ersten Nachkantianern geht. Die allgemeinen geistesgeschichtlichen Grundlagen werden klar und kräftig herausgestellt und die Darstellung der Lehren ist präzise und leicht faßlich. Der Aufweis der historischen Beziehungen ist nicht immer

ganz genau. So wird der Einfluß Humes auf die Ausbildung des kantischen Kritizismus auch hier noch überschätzt. Als Fortsetzung dieses Werks ist, ebenfalls in dieser Sammlung, der *deutsche Idealismus* von Jonas Cohn dargestellt worden. Die für populäre Zwecke sehr schwer zu erläuternden idealistischen Denker werden außerordentlich lichtvoll behandelt. Ein Meisterwerk ist die Darstellung des Hegelschen Systems. Manche Aufstellungen bedeuten in ihrer neuen Sehweise nicht nur einen Gewinn für die Philosophiegeschichte sondern auch für die Systematik, so, wenn bei Schiller und Goethe eine Einheit von Lebensphilosophie und Kritizismus gesehen wird.

Totenliste

Der Wiener Philosoph *Wilhelm Jerusalem* ist im Juli im Alter von 69 Jahren plötzlich an einem Herzschlag gestorben. Er war in Drenie in Böhmen geboren, studierte in Wien, war dort viele Jahre als Gymnasiallehrer tätig, bis er sich an der Wiener Universität habilitierte. Wenige Tage vor seinem Tod wurde er dort zum ordentlichen Professor ernannt. Er ist der Verfasser einer sehr geschätzten Einleitung in die Philosophie und vieler pädagogischer und psychologischer Arbeiten. Seine Philosophie war ein evolutionistischer Positivismus, der sich in den letzten Jahren unter dem Einfluß des Pragmatismus sehr umbildete.

Kurze Chronik Vom 2. bis zum 17. September hielt die sogenannte *Schule der Weisheit* in Darmstadt ihre Herbsttagung ab, deren Grundthema das gegenseitige Verhältnis von *Weltanschauung und Lebensgestaltung* war. ◊ Den *Amielpreis* für Literatur an der Universität Genf hat Robert Bouvier für seine Dissertation *La pensée d'Ernest Mach* erhalten. ◊ Der Münchener Professor *Moritz Geiger* ist Ordinarius der Philosophie an der Universität Göttingen geworden.

Literatur

Der Verlag Otto Reichl in Darmstadt gibt in diesem Jahr zum erstenmal einen *Philosophischen Almanach* heraus, den Paul Feldkeller besorgt hat. Er zeigt, wie die Philosophie das ganze Leben erfüllen und durchdringen kann. Er enthält, nebst einem Kalendarium mit philosophiegeschichtlichen Gedenktagen, Notizen über philosophische Kongresse, Gesellschaften und Preisaufgaben, Anekdoten, biographische Darstellungen über Kant, Hegel, Bolzano, Aphorismen, Epi-

gramme und ein paar sehr gut gewählte Beiträge von Cusanus, Hegel, Jean Paul und H. von Stein. Alljährlich gegen Weihnachten soll der Almanach für das folgende Jahr erscheinen. ◊ Eine größere Darstellung der Lehre *Max Stirners* ist trotz dem Werk Mackays eine Notwendigkeit. Der Professor an der Universität Dorpat M. Kurtschinsky ließ ein Werk Der Apostel des Egoismus, deutsch von G. von Glasenapp /Berlin, R. L. Prager/ erscheinen, das diese Lücke einigermaßen ausfüllt. ◊ In seiner Schrift *Der Platonismus und die Gegenwart* /München, R. Oldenbourg/ ringt *Ernst Horneffer* mit den Besten unserer Zeit nach einer neuen Metaphysik. Diese dürfe aber nicht eine Wissenschaft sein sondern eine dem Absoluten verbundene und zugewandte Geisteshaltung, die allein die Möglichkeit gibt unser zerrissenes und zeretztes Leben wieder zur Einheit zu formen. Diese Metaphysik sieht *Horneffer* vorgebildet bei Platon. »Platon ist der schlechthin synthetische Mensch und ist eben damit das vollkommenste Gegenbild gegen die gleichfalls absolute Zerrissenheit des neuzeitlichen, besonders des gegenwärtigen Menschen.« Das ernste Bemühen des Verfassers um eine Philosophie, die infolge ihrer größeren Lebensnähe auf das Leben gestaltend einwirkt, macht ihn zu einem Volks-erzieher, den wir aufmerksam hören müssen. ◊ Die transzendente und die psychologische Methode, die Erstlings-schrift *Max Schelers*, erscheint nach 22 Jahren soeben in 2., unveränderter Auflage /Leipzig, Felix Meiner/. Man sieht hier den Ausgangspunkt des vielgewandten und geistvollen Denkers: die Lehre Euckens, und man versteht auch besser seine Stellung in der phänomenologischen Schule. Sachlich besteht der Wert der Schrift darin, daß bis heute zur Kritik des Psychologismus hier mit das Beste gesagt ist; wogegen Schelers Kritik der transzendentalen Methode anzufechten ist. ◊ Von *Christian Janentzky* ist eine Schrift *Mystik und Rationalismus* erschienen /München, Duncker & Humblot/, die den Begriff der Mystik scharfsinnig untersucht und verschiedene Nuancen unterscheidet. ◊ Über *Oswald Spengler* als Philosophen schrieb August Messer /Stuttgart, Strecker & Schröder/. In überaus klarer Weise wird das Werk Spenglers der Reihe nach auf seine metaphysischen, erkenntnistheoretischen und ethischen Voraussetzungen untersucht und beurteilt. Die Umsicht, mit der die einzelnen Probleme von einander gesondert sind, ist zu rühmen.

KUNST

Dichtkunst / Max Hochdorf

Loti † Die französische Kriegsmarine hat den weichsten, empfindungsvollsten Schilderer des Exotischen und der morgenländischen Fraunnatur hervorgebracht. Pierre Loti, eines Paradieses der Erinnerung nach seinem Tod sicher, besaß die große weltmännische Eroberungskraft, die des Geistes und der Poesie nicht bar ist. Er lebte sich mit guten Sinnen in die fremdländische Natur hinein, der er auf seinem Dienstschiff zudampfte, und dann beschrieb er genießend, nicht belehrend. Bei Menschen und Dingen blieb er nicht lange haften, aber er gab stets die richtige Stimmung, der es an Verliebtheit und leisem Zutasten in Okkultes nicht fehlt, und in der sich manche Stille, denen es Ernst ist, und viele Laute, denen es Mode ist, in unserer Zeit begegnen. Es ist nicht leicht solch ein Buch der feinern Regung und der Sinnenbetäubung zu schreiben. Pierre Loti beschrieb die Einsamkeit der Islandfischer. Er vertiefte sich wie ein Weiser in die Liebe unter japanischem Himmel, mit ähnlicher, aus Gelassenheit und Inbrunst, aus leisem Gelächter und lauterer Begeisterung gleichzeitig gemischter Laune und Kunst. Sein Frauenideal war die Pariserin, die große Liebhaberin, geheiligt durch Balzac und Maupassant, aber auch durch Gérard de Nerval und Musset. Pierre Loti entdeckte sie überall wieder. Der Zusammenhang des französischen Wesens mit dem Asiatentum (der den meisten verborgen ist, und der auch demjenigen Franzosen, der nie über den Boulevard des Italiens oder den Parc Monceau hinauskam, ein intuitives Erfassen der östlichen Seele ermöglicht) kam auch Loti, der selber jene Länder sah, zu statten. Er hatte in der Betrachtung des Exotischen nicht die Tiefe eines Flaubert, nicht das letzte Sehen eines Gauguin, auch nicht die Leidenschaftlichkeit seines Marine- und Dichterkollegen Claude Farrère. Er hatte nur die weiche Zärtlichkeit, die den Dingen die Furchbarkeit nimmt. Jede Frau, die still oder emsig solcher stilisierten Vollendung zustrebte, mußte Pierre Loti lesen, um sich zu entdecken, um sich wiederzufinden, um sich aufzubauen, um sich seelisch herzurichten, schließlich, um sich für ihre Welt- und Liebessendung zu vollenden.

Pierre Loti starb am 10. Juni in Hendaye in den Pyrenäen. Er ist 73 Jahre alt

geworden. Mitten in den Aufregungen der großen politischen Konflikte schrieben die großen französischen Zeitungen ihre leitenden Artikel über den toten Dichter. In Frankreich ist der Geistige stets eine nationale Angelegenheit.

Rosenfeld † Die Juden des europäischen Ostens wanderten nach Amerika. Sie wurden Halbbürger und später Bürger der atlantischen Republik, arbeiteten in den Werkstätten, die das Schwitzsystem zur Foltereinrichtung moderner Freiheitsklaven gemacht hatte. Dann blieben sie lange stumm in ihrer Arbeit und in ihrer Alltagsorge. Oder die Alltagsorge dröhnte so laut in sie hinein, daß sie nicht mehr dazu kamen auf Herzmusik und Klagemusik und Meeresmusik zu hören. Bis einer von ihren Brüdern die Starre der Kehle und der Lippen brach. Morris Rosenfeld, einer der amerikanischen Ghettojuden, Leidensarbeiter und Lebenskampfschüler, überwand das Schweigen und dichtete: jiddisch, in Rhythmen, die in das ursprüngliche Ohr klangen, die gleich Ghetto Strophen aufzusagen waren, im Singsang dann, wenn die Arbeiter sich in der Familie erholten, die nach jüdischer Ansicht einem Gotteshaus gleich gilt. Gottesdienst kann in solcher Familie gehalten werden. Es ist im Schoß einer solchen ruhenden Familie eine Verschlingung der Gefühle bis zum Innigsten und eine Verklärung der Gedanken bis zum Höchsten möglich. Solche Arbeitslieder, Ghettolieder, Frömmigkeitslieder, lyrische Litanen und rührende Balladen dichtete Morris Rosenfeld. Vor 20 Jahren wurde hier schon auf ihn aufmerksam gemacht, wurden einige Verse von ihm wiedergegeben (siehe den Artikel Adele Schreibers Ein Dichter des jüdischen Proletariats, in den Sozialistischen Monatsheften 1903 I Seite 449 ff.). Er ist geblieben, was er damals war: »Seine Muse war der Schmerz, seine Genossin die Not, sein Ansporn die Unterdrückung, seine Hoffnung: die gefesselte Freiheit zu befreien.« Er starb in diesem Juni in New York, 60 Jahre alt, als der erste Dichter, den die Neue Welt dem alten Leidensvolk der Juden geschenkt hat.

Mauthner † Fritz Mauthner, der am 29. Juni, 74 Jahre alt, in seiner Friedensruhe in Meersburg am Bodensee gestorben ist, war einer der sehr originalen und energischen Köpfe. Er begnügte sich nicht damit als Philosoph einer Schule nachzulaufen. Er ist in seinem 3bändigen Riesenwerk über

die Kritik der Sprache /Stuttgart, J. G. Cotta/ ein Revolutionär jeder Sprachpsychologie gewesen. Wenn wir geneigt sind uns zu leidenschaftlich oder zu schwächlich an das Wort zu klammern und von dem Wort auch eine Aufklärung über Begriffe zu verlangen, so ist Mauthner gerade ein Gegner dieses Wortaberglaubens gewesen. Er war als Denker der reinen Begriffe wohl erfahren in der Erkenntnis der Verführungskraft, die in dem dichterischen Bild wohnt. Die Metapher des Poeten ist vieldeutig. Sie wendet sich an Gefühl und Sinnlichkeit. Sie schwemmt die Grenzen weg, die der logischen Hellsichtigkeit des Menschen gezogen sind. Der Mensch wird durch die dichterische Metapher beglückt und glaubt, daß er aller Einsicht fähig sei. Gerade gegen diese Glückseligkeit hat sich Fritz Mauthner als Kritiker des gedichteten und gedachten Worts gewendet. Er hat den Graben gezogen, der zwischen Poesie und Philosophie eingeschnitten ist. Er läuterte das Gehirn von dem Vorurteil vor dem Wort. Das war sein wichtigstes Verdienst. Er ergänzte seine Lebensarbeit, indem er allen denjenigen Bekennern nachging, die sich dem dogmatischen Gottesglauben entziehen wollten. Er fühlte sich diesen Verneinern geistesnahe. In solchem Sinn ist seine Geschichte des Atheismus /Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt/ zu verstehen. Daß er einst »nach berühmten Mustern« parodiert hat, war sehr wichtig. Und endlich seine Jahrzehnte lang ausgeübte Tätigkeit als Theaterkritiker und Novellist. Er war einer von den sehr kultivierten und wissenden Schriftstellern. Da er die Bedürfnisse des Tages genau kannte, entgingen ihm auch nicht die Bedürfnisse der Vergangenheit. Mit all dieser Arbeit füllte er sein Leben aus.

Revolutionäre Ästhetik Eine Ästhetik, durch die die Zusammengehörigkeit mit dem Bürgerlichen zersprengt werden soll, das ist die Sehnsucht des Deutschen *Karl August Wittfogel*, des Franzosen *Henri Barbusse*, des Russen *Alexander Block*. Sie stellen sich alle in den Kampf; Wittfogel, indem er sich bemüht die Wissenschaft der bürgerlichen Gesellschaft zu entlarven, Barbusse, indem er als Symboliker und Prophet seinen Genossen zuruft »das Messer zwischen die Zähne« zu nehmen, Block, indem er klagt, daß »der Untergang der Humanität« gekommen sei. Ihr Manifest, das die hergebrachte Ästhetik revolutionieren soll, erschien im Malikverlag in Berlin.

Wittfogel entäußert sich mit Bewußtsein seiner gespannten Individualität. Ihm liegt kaum etwas an der Freude, die er persönlich empfindet, die Gemeinschaft nur bedenkt er. Und so wagt er es ohne Skrupeln Wissenschaft nicht um ihrer selbst willen sondern um des menschenbeglückenden Nutzens willen allein zu loben. So kann er auch nur eine tendenziöse Kunst vorstellen. Alles "Voraussetzungslose" in Wissenschaft und Kunst erscheint ihm als eine Falle die Schwachen darin zu fällen und als eine Ausrede, hinter der allerhand Reaktionäre sich verschanzen.

Barbusse will das Individuum, das aus dem Volk emporwächst, zur schöpferischen Einsamkeit entführen. Dann aber, wenn das Schaffen, Denken und Gestalten beginnt, soll irgendwie das Herz auch seine Rede beginnen. Ja, dieses Gefühl der Gemeinschaft mit dem Volk sei allein das tief und reichlich Befruchtende. Barbusse vollzog auch für sich und seine Genossen den Anschluß an die Dritte Internationale, die sich als Verkünderin des kommunistischen Gedankens ausgibt. Ein Kampf um innere Erleuchtung war nötig, der mit diesem Flug der französischen Clartisten ins kommunistische Lager alle Hemmungen überwand. Denn schließlich sahen Barbusse und seine Genossen, die sehr individuell veranlagt sind, nach einiger Verkrümmung des Gesichtsfelds ein, daß sie sich von den Gemeinschaftsideen allein nicht einschmelzen lassen dürften. Es war der Geistesprozeß in Barbusse wie eine Trennung von alten Idealen, die mit Schmerz überwunden werden mußten. Aber der Wille zum Kommunistischen auch im Geistigen setzte sich nach so energischem Ringen durch, und danach wurden eine Wissenschaftslehre und eine Kunstlehre verkündet, die vollkommen dem Zweck der Gemeinschaft dienen. (Traurig ist nur, daß auch Geister so hohen Ranges wie Barbusse und gar France sich vom Bolschewismus dupieren lassen und im Zerstörer des Kommunismus seinen Träger sehen.)

Block ist in ein solches Empfinden der Gemeinschaft hineingeboren. Es ist, als wenn es ihn nicht so viel Mühe kostet sich an das Herz der Masse zu legen. Er hat keine allzu stark bindende Erziehung durch das Bürgerliche abzustreifen. In ihm geht der entgegengesetzte Prozeß vor sich wie in Barbusse. In Barbusse kann der Hang zur Masse gar nicht groß und leidenschaftlich genug sein. Bei Block spricht sich bald das Verlangen aus dieser allzu innigen Verbindung

irgendwie zu entkommen. Der Individualist darf nicht ganz und gar im Dienst der Gemeinschaft aufgezehrt werden. Die Stunden der Abkehr und Einkehr, die ihm zugezählt sind, sollen sich mehren. Bei dem Deutschen die Predigt, bei dem Franzosen das Feuer, bei dem Russen die Schwermut. Alles aber entfaltet für den gleichen und erhabenen Gegenstand der Volksbeglückung. Manifestationen sind das alles, vorzüglich geeignet die Richtung zu zeigen, nach der sich die im Geist sehnsüchtigen Freunde des Proletariats wenden.

**Gesinnungs-
drama** Obwohl allgemeines Klagen darüber herrscht, daß die Dramatiker aussterben, ist eine große Emsigkeit der Theaterdichter festzustellen. Es ist wahr, die Schriftsteller geben sich kaum noch die Mühe das Menschentum, das auf der Bühne stehen soll, geduldig auszuformen, aber sie hegen doch die große Sehnsucht nach Kulisse und Rampe. Das Geschlecht der vorsichtigen, der findigen, der geduldrigen Dramatiker scheint wirklich geringer zu werden. Dafür kommen üppig die Experimentierer und Theoretiker heraus. Es ist gar kein Zufall, daß diese Dichter das Werk nicht mehr als unabhängige Gebilde darbieten, dem jeder Prüfende seinen Instinkt, seine Liebe oder seine Abneigung anhängen kann. Sie verfassen Vorreden zu ihren Stücken. Sie legen sich auf ein Dogma fest. Sie setzen sich mit der vorhandenen Produktion auseinander.

Ein »satirisches Drama« *Iwan Golls, Methusalem oder Der ewige Bürger* /Potsdam, Gustav Kiepenheuer/, redet dem Angriffsdrama, das heißt dem Theater der moralischen und politischen Aktivität, das Wort. Seine Possen Die Unsterblichen /Potsdam, Gustav Kiepenheuer/ sollen ein Formalprinzip haben, und deren Vorrede tritt für die Vergrößerung der dramatischen Person durch Maskenhaftes und das Menschenmaß übertreibende Automatenatur ein. Der Satiriker Goll fühlt gegen die Mittelklasse und das Spießbürgertum lebhaft Antipathie. Er sucht diese Menschengattung mitten in ihrer Arbeit des Geldverdienens, Schmatzens, Liebens, Verdauens auf, doch er entdeckt keinerlei Dinge, die tiefere Abscheu, die energischeren Angriff verdienen, er ritzt den Kapitalisten und den Spieß nur, er stampft ihn nicht weg. Was er anbietet, um vielleicht verkalkte Formen des Dramas abzuschaffen, läßt sich hören. Irgendwelche Verschwisterung von Kino- und Wortdrama

schwebt ihm vor. Das Maskenhafte der Altertumstragödie liegt ihm im Gedächtnis. Ins Unendliche rückt die Antike den Menschen durch Kothurn und Maske hinaus. Golls Ziel ist aber eine Mikroskopierung des Menschen. Die Bühne bleibt dicht vor den Augen, doch die Leinwand, die das Lichtbild schenkt, beschleunigt den Ablauf der Menschengeschichte. Es kann eine Gleichzeitigkeit von Geschehnissen stattfinden, die durch weite Zeiten und langsame Entwicklung getrennt sind. Die symbolische Handlung tritt an die Stelle der Psychologie. Durch ein Optisches wird ersetzt, was in plastischen Gedanken sich eigentlich abzuspielen hätte. Dementsprechend auch die Filmhandlung einfach, rätsellos. Erdenwallen des dickbäuchigen Schuhfabrikanten, der sein Töchterlein an einen fixen Draufgeher verliert. Und dazu ein wenig Lärm des Aufruhrs der Armen gegen den Protzen. Die Marionette des Kasperle, der Harlekin, alles das kommt wieder, wird als absolutes und notwendiges Theater ausgegeben.

Eine politische Tragödie dichtete *Karl August Wittfogel*: *Rote Soldaten* /Berlin, Malikverlag/. Er behauptet in der Vorrede seines Trauerspiels das Recht, daß der Dichter mit aller Kraft seine Tendenz vertrete. Keinerlei ästhetische Schwäche sei in solcher Eigenwilligkeit zu sehen. In der Tat sind seine 3 Akte von einer Konzentration des Geistigen erfüllt, die in manchem imponiert. Wittfogel erlangt eine gewisse Plötzlichkeit des Geschehens, indem er die Leute kurz, stichwortartig, blitzend reden läßt. So erregt er sicher Spannung, wenn eine kommunistische Versammlung im unterirdischen Versteck tagt, und im abgehackten Ticktack die Befehle zum Kampf gegen die Feinde aller Revolution ausgegeben werden. Also ein Element des Begebens, das gut placiert ist. Die Ökonomie des Theaterstücks scheint erfüllt. Dann soll das Zweckmäßige und das Sinnvolle der ganzen Theaterhandlung erleuchtet werden. Der Konflikt, der sich verwickelt, weil eine Schwester den Bruder an den geliebten Gatten ausliefern soll, weil beide Männer, eben noch einander fremd, plötzlich als Todfeinde enthüllt werden: dieser romantische, gewiß ewige Konflikt ist vielleicht schon etwas abgenutzt. Doch dürfte der Dogmatiker dazu sagen, daß er mit Absicht das schlichteste und volkstümlichste Motiv gesucht hat. Im Künstlerischen ist er also nicht revolutionär. Doch seine Modernität und Prächigkeit der Gesinnung wird durch solche Feststellung nicht berührt.

Als ein Gesinnungsdrama muß auch *René Schickeles* Schauspiel *Am Glockenturm* /Berlin, Paul Cassirer/ gewertet werden. Es schildert sehr kuriose Wesen, einen während des Kriegs in Bern zusammengebrachten Klüngel von Pazifisten und Hallunken. Es bleibt aber bei der Schilderung von Schwärmern und Betrügnern. Die Szenen hängen ganz lose zusammen. Nicht einmal ein Milieu wird skizziert. Für den Eingeweihten tut sich der Reiz von porträtähnlichen Gestalten auf. Wer nicht auf diesem Gebiet raten kann, versteht vielleicht gar nicht das kleine Durcheinander, das dieser nun schon recht erblindende Zeitspiegel auffängt.

Problemdrama Von keiner Gesinnung beherrscht, nur von dem Problem (besser: den Problemen) gereizt ist *Hans Henny Jahnn*. Er will vertiefen und nicht volkstümlich in dem Sinn wirken, daß er die uralten Motive des Dramas durcheinanderwürfelt. Pastor Ephraim Magnus, der Held der Tragödie gleichen Namens /Berlin, S. Fischer/, wäre, wenn die Theorie Wittfogels stimmte, ein vielfältig entgleister und verdorbener Mensch. Denn Wittfogel denkt, der Dichter könne nur gestalten, was er in sich als Charakter trage. Indes, lösen wir nicht das harte Problem zu voreilig, sehen wir nur zu, daß Jahnn in seiner Tragödie die Perversitäten allzu üppig häuft. Eines sehr innerlichen, die Vorgänge des Körperlichen noch auf dem Totenbett bespeidenden Mannes Söhne sind verschieden geartet wie die Urväter-söhne Kain und Abel. Der eine die Fleischeslust selber, die sich in jedes Weiblein eingräbt. Aber der Wollüstige ist eine Don Juan-Natur, entschlossen hinter dem Frauenkörper das schöne Weib zu finden. Da ihm das niemals gelingt, wird er zum Lustmörder. Sein Bruder dagegen, der ringende Asket, entmannt und verstümmelt sich, um Gottes würdig zu werden und ein Baumeister seines Heiligtums. Die Kontraste, die sich entsetzlich hinausschreien, sind Gegensätze des Moralischen, durchgekämpft im Gewissen des Dichters, wenigstens in jener innern Anschaulichkeit, die das Talent des Künstlers auszeichnet. So ist das Gräßliche etwas geadelt. Das Problem von Wollust und Askese ist aber, trotz aller Gründlichkeit, nur oberflächlich gepackt. Die Liebe zum Psychopathischen ist noch nicht imstande Verborgenes zu durchdringen. Dann sind hier noch 2 Dramen hohen, man möchte sagen: klassischen, Stils zu betrachten.

Der Entwurf *Otto Zareks* David /München, Georg Müller/, der aus kleinen Menschlichkeiten das Genie des biblischen David aufbaut, um es tragisch zerbröckeln zu lassen, ist wahrhaft großartig. Überall wird nach dem erhabenen Wort und der weitgreifenden Geste gesucht, und jeder Respekt vor zufälliger, äußerlicher Wirkung fehlt. Die Leistung, der Ernst, das Pathos nehmen uns gefangen, wengleich das Gelingen des Werks noch nicht ganz dem Planen des Dichters entspricht.

Gönner des in Ungarn lebenden Arbeiters *Nikolaus Schmidt* ermöglichten den kostspieligen Druck der Ideenkomödie *Satanas*, die im Selbstverlag in Budapest erschien. Schmidt, offenbar ein Mann des ernstesten Studiums aus eigener Energie, zerschneidet die Einheit des Goetheschen *Faust*, um ganz bei dem Satan zu bleiben und dessen Seelen- und Mythenschicksal nach seinem Sinn zu vollenden. Dabei ist es erstaunlich, wie er wirklich das Symbolische der großen Weltichtung einfühlend in sich hineinschmolz. *Satanas* möchte in der ganzen Welt, in allen Räumen und in allen Zeiten, das vernichtende Element nur sein, jede Moral der Gottheit entführen, jede Anbetung in Blasphemie verwandeln, jede Souveränität des Geistes in Narrentum. Es werden Kulturbilder aus allen Geschichtsepochen gezeigt. Jedesmal mischt sich *Satanas* mit mephistophelischer Hinterlist in den Weltlauf. Er scheidert jedesmal bis zu jenem Augenblick, wo er entdeckt, daß auch die echtesten Hallunken der Menschheit nur dazu dienten die Heiligkeit und Vernünftigkeit der Schöpfung und des Schöpfers zu erweisen. Also darf wohl der Optimismus gegen die Schwarzgeisterei siegen.

Totenliste

Helene von Mühlenfels, die unter dem Pseudonym *Helene von Mühlau* eine Reihe von Romanen für ein breiteres Publikum schrieb, ist am 31. März in ihrem 49. Lebensjahr einem schweren Leiden erlegen. Ihre ersten Romane (Die Beichte einer reinen Törlin, Sie sind gewandert hin und her, Das Witwenhaus) hatten autobiographischen Charakter. Dann wandte sie sich sozialen Problemen zu, wie in den Büchern Nach dem dritten Kinde, Ehefrauen, Das Liebeserlebnis der Ellinor Fandor. Den größten Erfolg hatte sie mit ihrem Kolonialroman Hauptmann Hamtigl.

Am 19. April starb in Baden-Baden *Alberta von Puttkamer*, fast 74 Jahre alt. Sie hat sich in der lyrischen Dichtung

betätigt; ihre Balladen zeigen lebhaftere Naturempfindung. Sie hat auch ein zeitgeschichtliches Werk *Die Ära Manteuffel* verfaßt. Ihren Memoiren gab sie den Titel *Mehr Wahrheit als Dichtung*.

Am 9. September ist in Berlin *Maximilian Bern* gestorben. Sein Körper war durch die Not völlig erschöpft. Seit mehreren Tagen hatte er bereits nichts zu essen gehabt. Er wurde bewußtlos in seiner Wohnung aufgefunden und von dort ins Krankenhaus geschafft. Bern war seit Jahrzehnten in der Berliner Literatur und der Berliner Boheme eine der bekanntesten Erscheinungen. Er hat lyrische Anthologien herausgegeben, von denen namentlich die *Zehnte Muse*, eine Sammlung der Überbretteldichtung, in vielen Auflagen erschien. Als Lyriker und Novellist war er von zarter, zurückhaltender Art, wenn auch ohne besondere eigene Kraft. Seine Stärke lag auf dem Gebiet des hilfsbereiten Menschentums. Er hat junge Begabungen stets gefördert. Er, der selber am Hunger starb, hat manche Dichter vor dem Hunger gerettet. Er wurde 73 Jahre alt.

Einer der hervorragendsten Sprachforscher und Lexikographen Englands, *Henry Bradley*, ist Mitte Juni gestorben. Er hat wertvolle Studien über das Englisch Shakespeares veröffentlicht.

Kurze Chronik James Rothschild hat einen Preis von 2000 Pfund Sterling für den besten Palästinaroman ausgesetzt, der das Leben in Palästina behandeln und von einem dort lebenden Schriftsteller geschrieben sein muß. ◊ Der *Flaubertpreis*, der aus 3 Einzelpreisen besteht: der 1. für das gesamte Lebenswerk eines Romanschriftstellers, der 2. für den Roman eines jüngern, durch Phantasie ausgezeichneten Autors, der 3. für einen neuen Roman, der eine scharfe Beobachtungsgabe des Autors erkennen läßt, wurde Pierre Millet, François de la Guérinière und Jean Viollis zuerkannt. ◊ Bei dem internationalen Wettbewerb für *lateinische Poesie*, den die Akademie der Wissenschaften zu Amsterdam für das Jahr 1923 ausgeschrieben hatte, erhielt die lateinische Dichtung Hermann Wellers /Ellwangen/, betitelt *Europa*, die Goldene Medaille. ◊ Die bolschewistische Regierung hat die Werke einer Anzahl *russischer Dichter* zum Staatsmonopol erklärt, wobei die Erben der Autoren vom Staat nach den bestehenden Gesetzen entschädigt werden. Zu den nationalisierten Dichtern gehören Andrejew, Dostojewskij, Garschin, Gogol, Gontscharow, Kc-olenko,

Krylow, Lermontow, Nekrassow, Ostrowskij, Pissarew, Puschkin, Schukowskij, Saltykow, Toistoj, Tschechow, Turgenjew, Uspenskij. ◊ Interessante Angaben über die *Auflagezahlen* verschiedener italienischer Romanwerke veröffentlicht eine italienische Zeitung. Danach ist d'Annunzio zwar der berühmteste, aber durchaus nicht der gelesenste italienische Romancier; sein verbreitetster Roman *Il piacere* brachte es in 30 Jahren nur auf eine Auflage von 66 000. Dagegen haben die Bücher des Romanschriftstellers Guido da Verona stets eine Auflage von mehr als 100 000, das sensationelle Buch *Jene*, die man nicht lieben sollte, wurde sogar in 220 000 Exemplaren gelesen. Nach Verona kommen Pitigulli mit Auflagen von 80 000, Mariani und Luccoli mit 40 000, Annie Vivanti mit 36 000 usw. Der Scampolo von Dario Nicodemi, der auch in Deutschland gelesen wird, hat es nur zu 15 000, Ada Negri mit ihrem letzten Buch nur zu 11 000 Lesern gebracht. Giovanni Verga sogar nur zu 2000. ◊ Am 26. April wurde *Arno Holz* 60 Jahre alt.

Literatur

Der mit sehr natürlichem Verstand und einer beträchtlichen Geschicklichkeit zum Aufbau geistiger Persönlichkeiten begabte *J. E. Poritzky* wandert emsig durch die Weltliteratur. Er geht nicht zu weit zurück zur Vergangenheit, er hält sich in den offeneren Bezirken des Gegenwärtigen oder des Vorletzten, studiert Franzosen, Flamen, Engländer und Landsleute, um in seinem klaren und organisierenden Kopf die geistigen Freunde zu ganzen verbündeten Heerscharen zu versammeln. So kennt er »dämonische« Dichter, denen er ein Buch der Betrachtungen gewidmet hat, »Phantasten und Denker«, und Kameraden der Muße, über denen »Geist und Schicksal« verführerisch waltete. Die Gehirne werden gruppiert. Eigentlich muß für solche Methode des Zusammenfassens stets ein schneller Sprung gemacht werden. Doch es gibt eben graziöse und kühne Leser, die sich gar nichts bei derartiger Vergütungsarbeit verrenken. Poritzky wird von solcher Behendigkeit begünstigt. Beim Springen bleibt er über den Sachen und Genies, er will sich durchaus nicht lastend, drückend und eindringend auf ihnen niederlassen. Da ihm wohl bei jedem seiner Ausflüge ist, und er es versteht auf den Leser auch von seinem Wohlbehagen hinüberzusprühen, erscheint er als der lebenswürdigste Begleiter. Seine Bücher erschienen bei Rösl & Co. in München.

KULTUR

Technik / Heinrich Lux

Kohle und Koks

Das brennendste Problem der Gegenwart ist die rationelle Ausnutzung der irdischen Energievorräte. Bei den geringfügigen Wasserkraften, die uns in Deutschland, abgesehen von Süddeutschland, zur Verfügung stehen, sind wir im wesentlichen auf unsere Kohlenschätze angewiesen, die uns denn auch bis zum Weltkrieg zu einer nicht unbedeutlichen Machtstellung verholfen hatten. Da diese Schätze aber nicht unerschöpflich sind, so erhoben schon gegen Ende des vorigen Jahrhunderts besorgte Warner ihre Stimme; sie mahnten dem bislang geübten Raubbau Einhalt zu tun. Vornehmlich unter diesem Gesichtspunkt wurde das Kohlenforschungsinstitut in Mülheim gegründet, dessen wertvolle Arbeiten auch schon recht beachtliche Erfolge auf dem Gebiet der rationellen Wärmewirtschaft gezeitigt haben. In der gegenwärtigen Zeit der Not ist die möglichst vollkommene Ausnutzung der in der Kohle aufgespeicherten Energievorräte zur unabweisbaren Pflicht geworden. Die größte Verschwendung wird nun bei dem Dampflokomotivbetrieb unserer Eisenbahnen und beim Hausbrand getrieben. Jeder Lokomotivkessel schleudert ungezählte Goldstücke, in der Form von Ruß und unausgenutztem Abdampf, in die Luft. Die Eisenbahnverwaltung kennt aber kein anderes Mittel zur Bekämpfung dieses Übelstands als die Einschränkung des Fracht- und Personenverkehrs, wodurch der Gesamtwirtschaft nur weiterer Schade erwächst. Die Umstellung auf den elektrischen Betrieb würde diese gewaltige Verschwendung mit einem Schlag beenden. Aber diese Umstellung ist natürlich nicht von heute auf morgen zu leisten, und die Widerstände, die die mächtige und einflußreiche Gruppe der Lokomotivfabrikanten der Elektrifizierung der Eisenbahnen entgegengesetzt, sind nicht belanglos. Hier rächen sich eben die Sünden der Vorkriegsepoche, in der strategische Erwägungen (die sich im Endeffekt dann doch schließlich als verfehlt erwiesen) auch die reinen Wirtschaftsfragen entscheidend beeinflussten. Aber selbst in der Nachkriegsperiode ist Deutschland hier von Italien, der Schweiz und selbst von Österreich weit überflügelt worden. In Italien ist seit 1919 die Länge der elektrisch betriebenen Hauptbahnen von 435 Kilometer auf rund 760 heraufgebracht worden, und in einer Bauzeit von

10 Jahren soll die Länge auf weitere 2000 respektive 4500 Kilometer ausgedehnt werden. In der Schweiz werden gegenwärtig bereits 360 Kilometer Eisenbahnen elektrisch betrieben, bis 1926 wird die Länge auf 875 Kilometer angewachsen sein, das heißt, es wird dann mehr als ein Drittel aller schweizerischen Bahnen elektrifiziert sein. In Österreich ist die Umwandlung in den elektrischen Betrieb auf der Arlberg- und der Brennerbahn im Gang. Dagegen macht die Einführung des elektrischen Betriebs auf den deutschen Hauptbahnen nur sehr langsame Fortschritte. Nur einige kurze Strecken in Bayern und im Halle-Bitterfelder Braunkohlenbezirk werden elektrisch betrieben. Man hält zähe an der Dampflokomotive fest, wenn auch nicht bestritten werden darf, daß durch die fortschreitende Einführung von Heißdampflokomotiven wenigstens eine Verbesserung der Dampfausnutzung erzielt wird. Der Plan die Kolbendampfmaschine der Lokomotive durch die Dampfturbine zu ersetzen brächte dann gewiß einen weitem Vorteil, der aber gegenüber der enormen Kohlenverschwendung bei der Beheizung des Dampfkessels nur gering wäre. Schon die Umstellung von der reinen Steinkohlenfeuerung auf Koksfeuerung, wobei wenigstens die wertvollen Entgasungsprodukte der Kohle gerettet würden, wäre belangreicher, und die gegenwärtige unerträgliche Belästigung durch Ruß und Rauch könnte auf ein Minimum herabgesetzt werden.

Kohle als solche sollte überhaupt niemals verbrannt werden, weil hierbei sämtliche Nebenprodukte unrettbar zerstört werden. Nur Koks sollte auf die Feuerungsroste gelangen. Hierbei ist aber ein Unterschied zwischen leicht- und schwerverbrennbarem Koks zu machen. Der schwerverbrennbare Koks hat eigentlich nur für Gießereizwecke im Kupolofen wirkliche Bedeutung, beim Hochofenbetrieb und bei allen offenen Feuerungen braucht man leichtverbrennbaren Koks. Bisher war es nun schwer den Koks auf diese Eigenschaft hin zu beurteilen. Dem Leiter des Kaiser Wilhelm-Instituts für Eisenforschung *Friedrich Wüst* ist es jetzt aber gelungen auf einem Umweg an jeder Koksart diese charakteristische Eigenschaft festzustellen. Die Verbrennlichkeit eines Koks wird durch sein Vermögen bestimmt Kohlendioxyd (die fälschlich so genannte Kohlensäure) in Kohlenoxyd zu reduzieren. Ein Koks, der leicht und bei niedriger Temperatur Kohlendioxyd reduziert, ist auch leicht

verbrennlich. Diese Feststellung ist aber im Laboratorium zu machen, indem man im Porzellanrohr Koks pulver auf eine bestimmte Temperatur bringt und durch das Rohr Kohlendioxyd mit konstanter Geschwindigkeit hindurchstreichen läßt. Fängt man das hindurchstreichende Gas dann in Kalilauge auf, so ist der Beginn der erfolgten Reduktion sofort festzustellen, weil Kohlenoxyd von Kalilauge nicht absorbiert wird. Die dann abgelesene Temperatur ist zugleich auch die Temperatur der Verbrennlichkeit.

Durch Leitung des Verkokungsprozesses ist man nun in der Lage die Verbrennlichkeit des Koks zu beeinflussen, und zwar wird ein bei hoher Temperatur erzeugter Koks schwerer verbrennlich sein als ein bei niedriger erzeugter. Bei der Erhitzung der Steinkohle entweichen zunächst die Teerdämpfe, die sich auf den kälteren Kohleteilchen wieder kondensieren, bis auch diese die Verdampfungstemperatur des Teers erreicht haben. Die Teerdämpfe durchstreichen hierbei die ganze Kohlenmasse. Ist nun die Temperatur im Entgasungsraum sehr hoch, so zersetzt sich der Teer und scheidet Graphit und pechartige Bestandteile aus, die die Koksflächen verstopfen und dessen Oberflächen verkleinern. Der Koks wird schwerer verbrennlich. Ist dagegen die Temperatur dauernd niedrig, so findet eine langsamere Entgasung der Steinkohle statt, und aller Teer destilliert aus ihr heraus, ehe dessen Zersetzung einsetzt; der entstehende Koks wird leichter verbrennlich. Die Entgasung bei niedriger Temperatur steigert dabei gleichzeitig die Menge des gewonnenen Teers, so daß die Gewinnung leichtverbrennlichen Koks schon aus diesem Grund in den meisten Fällen geboten erscheint.

Im Zusammenhang hiermit sei auf eine Abhandlung *Franz Fischers* in der Zeitschrift *Chemische Apparatur* hingewiesen, in der für die chemische Ausnutzung der Kohle die Mitwirkung der Ingenieure verlangt wird. Die Gewinnung der Nebenprodukte aus der Steinkohle oder Braunkohle durch deren Behandlung mit flüssigen Lösungsmitteln kommt für den Großbetrieb kaum in Betracht. Die trockene Destillation bei niedrigen Temperaturen ist das weitaus zweckmäßigste und billigste Verfahren. Die bisherigen Koksöfen eignen sich für die Urteergewinnung aber nur wenig, weil bei der geringen Wärmeleitfähigkeit der Kohle die Erhitzung feststehender Gefäße von außen nur die an den Wandungen direkt anliegenden Kohlenpartien auf die zweckmäßige Temperatur bringt, die in-

neren Partien aber nicht genügend erhitzt. Am besten geeignet haben sich für diesen Zweck Drehrohröfen erwiesen, bei denen das zu entgasende Material fortwährend umgelagert und mit den erhitzten Gefäßwänden in Berührung gebracht wird. Der im Drehrohröfen erzeugte Halbkoks ist aber sehr porös und brüchig. Der Halbkoks muß deshalb verdichtet werden, solange er sich noch in plastischem Zustand befindet. Das von Fischer angewandte Mittel den Koks durch eine im Drehofen frei gelagerte Eisenwalze zu verdichten ist nur für kleinere Drehöfen anwendbar. Es wäre also die Ingenieurarbeit zu leisten diesen Gedanken auch mit großen, ununterbrochen arbeitenden Drehöfen zu verwirklichen. Fischer denkt daran etwa die Kohlen zwischen großen, zwangsläufig angetriebenen und von innen beheizten Walzenpaaren, die in gasdichten Kammern angeordnet sind, hindurchzuschicken, wobei die Kohle zweckmäßig vorgewärmt würde. Wie groß die Unterschiede in der Entflammungstemperatur des Koks sind, ist neuerdings von *Karl Bunte* und *Heinrich Kölmel* in der Versuchsgasanstalt in Karlsruhe festgestellt worden. Koks aus Holzkohle hergestellt braucht 350° , der sogenannte Halbkoks, der bei der Urteerzeugung entsteht, hat eine Entflammungstemperatur von rund 400° , guter Gaskoks aus dem Gaswerk Darmstadt (Ruhrkohle) erfordert 500° , während der in Vertikalretorten des Gaswerks Dresden aus oberschlesischer Kohle gewonnene Koks gar 530° braucht, um sich zu entzünden. Diese Zahlen beziehen sich auf Koks in Erbsengröße; großstückiger Koks erfordert natürlich erheblich höhere Temperaturen, um entflammt werden zu können. Interessant ist hierbei besonders die Tatsache, daß gerade der Koks am schwersten entflammt ist, der in den nach den modernsten Verfahren arbeitenden Gasanstalten abfällt.

An dieser Stelle müssen auch noch die gewaltigen Wärmeverluste erwähnt werden, die bisher bei der Kokszerzeugung selbst in Kauf genommen wurden. In den Gasanstalten, aber auch in den Gewerbetokereien wird bisher der glühende Koks mit Wasser abgelöscht, wozu sehr beträchtliche Wassermengen erforderlich sind. Die in dem glühenden Koks aufgespeicherte Wärmemenge wurde also ganz nutzlos vergeudet, und zwar handelt es sich hierbei um die Vergeudung von mehr als 100 Billionen Wärmeinheiten. Durch das Ablöschen mit Wasser wird dann noch die Qualität des Koks verschlechtert. Das von der Schweizer Ma-

schinenfabrik Gebrüder Sulzer in Winterthur ausgeübte und patentierte Verfahren: den Koks ohne Anwendung von Löschwasser und unter Ausnutzung des größten Teils der in ihm enthaltenen Wärmemenge auf trockenem Weg zu kühlen, hat also wärmetechnisch eine sehr hohe Bedeutung. Das Verfahren besteht darin, daß der aus den Koksöfen oder Gasretorten gezogene Koks in einen schachtförmigen, luftdicht abgeschlossenen Behälter eingeführt wird, an den ein Dampfkessel unmittelbar angebaut ist. Vermittelt eines Ventilators werden aus dem Koksbehälter die heißen Gase, die im wesentlichen aus Kohlendioxyd bestehen, abgesaugt und dem Kesselspeisewasser im Gegenstrom zugeführt, wobei der Koks abgekühlt und das Speisewasser erwärmt wird. Das abgekühlte Kohlendioxyd gelangt dann wieder in den Koksbehälter hinein, wo es von neuem erwärmt wird und dann wieder seine Wärme an das Speisewasser abgibt. In Intervallen wird dann der abgekühlte Koks aus den Behältern entleert und neuer glühender Koks wieder zugeführt. Die erste Anlage dieser Art wurde bereits vor 2 Jahren in dem Gaswerk der Stadt Zürich ausgeführt und hat sich dort ausgezeichnet bewährt. Neue Anlagen sind in Mannheim, Lörrach und in Keilhaven-Rotterdam im Betrieb respektive im Bau. Die restlose Einführung dieses Verfahrens in den deutschen Gasanstalten und in den Gewerbetokereien wäre gerade in der Gegenwart von allergrößter Bedeutung.

Um die in der Dampfmaschine unvermeidlich auftretenden Wärmeverluste auf ein bescheidenes Maß herabzusetzen, gibt es nur den einen Ausweg: das Wärmegefälle zu erhöhen, also von vornherein höhere Dampftemperaturen und dementsprechend höhere Kesseldrucke anzuwenden. Man unternimmt es deshalb jetzt bis zu Dampfdrucken von 80 Atmosphären hinaufzugehen, während noch bis vor ganz kurzer Zeit ein Dampfdruck von 25 Atmosphären für unerhört hoch galt. Eine Anlage dieser Art ist die Weymouthzentrale der Boston Edison Company, die jetzt gebaut wird. Nach den Nachrichten des Vereins deutscher Ingenieure erhält diese Anlage, deren Höchstleistung später 300 000 Kilowatt betragen wird, zunächst 2 Dampfturbinensätze zu je 30 000 Kilowatt für 25 Atmosphären Eintrittsspannung, die wahlweise auch mit dem Abdampf einer 2500 Kilowatt Hochdruckturbine für 80 Atmosphären gespeist werden können. Zu diesem Zweck wird eine Kesselanlage mit 3 Wasserrohrkesseln

von je 1750 Quadratmeter Heizfläche erbaut, von denen einer mit Zweistufen-überhitzern versehen und für 85 Atmosphären eingerichtet wird. Die Überhitzung auf 400° erfolgt in der Weise, daß der Abdampf der Hochdruckturbine zur Vermeidung von Verlusten vor Eintritt in die unmittelbar angebaute oder getrennte Niederdruckturbine nochmals überhitzt wird. Durch diese Anordnung soll der thermische Wirkungsgrad der Anlage von 22,6 % (bei 25 Atmosphären) auf 25,1 % (bei 80 Atmosphären) erhöht werden. Eine ähnliche Anlage soll im Calumetkraftwerk der Edison Company in Chicago zur Aufstellung gelangen. Die geringe Erhöhung des erreichbaren Wirkungsgrads läßt es fraglich erscheinen, ob der erzielte Erfolg den gewaltigen Kostenaufwand für die Anlage und die Vergrößerung der Gefahrenquelle rechtfertigt.

Im Interesse einer rationellen «Wärme-wirtschaft hat die Vervollkommnung der Verbrennungskraftmaschine jedenfalls eine höhere Bedeutung als die Versuche bei der Dampfmaschine den Wirkungsgrad um einige wenige Prozent zu erhöhen. Die Verbrennungskraftmaschine arbeitet von vornherein mit wesentlich höheren Wirkungsgraden als die Dampfmaschine. Bei Dieselmotoren kommt man schon zu Wirkungsgraden von 40 % und mehr. Noch höhere Wirkungsgrade sind von der Gasturbine zu erwarten, an der seit Jahrzehnten unermüdlich gearbeitet wird. Mit der Gasturbine des Ingenieurs *Johannes Leich* in Groß Flottbeck soll ein großer Schritt vorwärts gemacht worden sein. Die Turbine arbeitet mit Rohöl oder auch mit Teerölen, ihr Gesamtnutzeffekt soll 50 % betragen. Eine große Anlage dieser Art wird für die Rheinisch-Westfälischen Teerölraffineriewerke gebaut. Wenn die Anlage den in sie gesetzten Erwartungen entspricht, dürfte eines der größten wärmetechnischen und technischen Probleme überhaupt gelöst sein.

Das alles geht natürlich im letzten Grund auf Kosten der Kohle. Damit aber ist die Frage noch nicht gelöst, was zu tun ist, wenn die Kohlevorräte der Erde einmal erschöpft sind. Ob wir dann in der Lage sein werden die ungeheuren Wärmeverräte, die im Innern der Erde selbst aufgespeichert sind, nutzbar zu machen? Phantasten haben sich diesem Problem schon immer zugewandt, aber erste Techniker haben alle diesbezüglichen Projekte skeptisch zurückgewiesen. Zu diesen Skeptikern gehörte auch bislang *Siegfried Hartmann*. Um so mehr

muß es deshalb überraschen, wenn er jetzt in der Hamburger Technischen Rundschau eingesteht, daß er seine Anschauung vollständig geändert habe, und die Realisierung nicht nur für möglich sondern sogar für in der nächsten Zukunft bevorstehend hinstellt. Er deutet geheimnisvoll an, daß sich eine ernste Arbeit in dieser Richtung der Vervollendung nähere, ohne jedoch hierüber Einzelheiten anzugeben. Nur so viel spricht er aus, daß die Voraussetzung für die Verwirklichung Bohrlöcher von 3000 bis 5000 Meter Tiefe seien, in welchen Tiefen eine Erdtemperatur von mehr als 200° vorhanden ist. Die Wärme kann dann, ohne selbst in die Bohrlöcher hinuntersteigen zu müssen, von oben nutzbar gemacht werden, mit Dampfmaschinen oder auf irgendeinem andern Weg. Wir werden bald wohl mehr davon hören.

Küpenfarbstoffe Die meisten Teerfarben zeichnen sich zwar vor den älteren Farbstoffen durch ihre wunderbare Pracht und Reinheit aus, lassen aber leider, was Echtheit anlangt, viel zu wünschen übrig. Nur so leicht bleichen sie im Licht und vor allem beim Waschen aus. In einem interessanten Aufsatz in dem Technischen Blatt der Frankfurter Zeitung weist nun Hermann Chambon /München/ auf die Indanthrenfarbstoffe hin, die in sich Schönheit und Echtheit vereinigen. Es handelt sich hier um "Küpenfarbstoffe", die in Wasser unlöslich sind und erst durch Zusatz reduzierender Mittel in Lösung gebracht (verküpt) werden. Sie dringen dann in die zu färbende Faser ein, und unter Einwirkung des Luftsauerstoffs bildet sich wieder der ursprüngliche, unlösliche, an die Faser gebundene Farbstoff zurück. Die Küpenfärberei ist uralte; besonders bekannt ist sie von der Blaufärberei mit Indigo her. Die alte Handarbeit der Küpenfärberei wäre heute aber kaum noch konkurrenzfähig. Es ist deshalb von Wichtigkeit, daß die neuen Küpenfarbstoffe auch in der Apparatfärberei verwendbar sind und selbst in der Farbedruckerei. Voraussetzung für die Apparatfärberei und die Druckerei ist das Fehlen von unlöslichen Bestandteilen. Um den Verküpfungsvorgang für den Färber möglichst bequem zu machen, werden die neuen Küpenfarbstoffe in der bestgeeigneten Form zugänglich gemacht, also in feinsten Verteilung oder als Paste unter gleichzeitiger Angabe genauester Verwendungsvorschriften. Echt gefärbte Stoffe werden bereits vom Publikum in steigendem Maß gefordert, und eine Aus-

stellung, die kürzlich in der Mannheimer Kunsthalle unter dem Titel *Der bunte Stoff* stattfand, hat gezeigt, was auf diesem Gebiet auch von den Teerfarbstoffen geleistet werden kann.

Totenliste Im Februar starb in Berlin *Ludwig Gümbel*, in seinem 48. Lebensjahr. Er war als bedeutender Schiffbautechniker bekannt. 1910 übernahm er in der Berliner Technischen Hochschule das Ordinariat für Schiffbautechnik, speziell für Schiffskessel.

Ende März starb in London der Erfinder des rauchlosen Pulvers und der weltbekannten Thermosflasche *James Dewar*, 80 Jahre alt. Er hatte in Edinburgh studiert, assistierte dann längere Zeit verschiedenen Chemikern, unter anderm auch Kekulé in Gent. 1873 übernahm er den Lehrstuhl für Chemie, Physik und Philosophie in Cambridge. Er hat vor allem auf dem Gebiet der Spektralanalyse, der Verflüssigung der Gase und der Explosionserscheinungen gearbeitet. Von ihm stammt die Erfindung der Flasche zur Aufbewahrung flüssiger Luft; diese Flasche besteht aus 2 durch einen luftleeren Raum von einander getrennten, innen verspiegelten Glaswänden. Das Vakuum ist der denkbar beste Isolator gegen Wärmeleitung, und die Verspiegelung verhindert die Wärmestrahlung. Das Dewarsche Gefäß nimmt also von außen nur sehr langsam Wärme auf und gibt, wenn es höher temperiert wird als die Umgebung, auch nur sehr allmählich Wärme an diese ab.

Mitte April starb der Redakteur der Zeitschrift des Vereins deutscher Ingenieure und der Forschungsarbeiten auf dem Gebiet des Ingenieurwesens *Max Seyffert*, in seinem 62. Lebensjahr. Er stand 35 Jahre hindurch im Dienst des Vereins deutscher Ingenieure. Weiteren Kreisen ist er auch als Herausgeber des *Hüttentaschenbuchs* bekannt geworden.

Kurze Chronik In Stockholm wurde ein *Institut für Metallographie* und deren Grenzgebiete gegründet, das der Industrie mit praktischen Versuchen Unterstützung leisten soll. Vorsteher wurde C. Benedicks, Vorsitzender des Kuratoriums Svante Arrhenius. ◊ Mit dem steigenden Luftverkehr werden *Leuchttfeuer für die Luftschiffahrt* zu einem dringenden Bedürfnis. Eine großartige Anlage dieser Art befindet sich auf dem Mont Afrique bei Dijon auf der Fliegerstraße Paris-Algier. Der dort errichtete Fliegerleuchtturm

weist 8 Bogenlampen in Scheinwerfern für je 120 Ampere bei 65 Volt auf. Die verfügbare Lichtstärke hat den Äquivalenzwert von 1 Milliarde Kerzen. Die Reichweite bei klarem Wetter beträgt 500 Kilometer, bei mittlerer Sichtigkeit 150 Kilometer. Gleichfalls zur Orientierung der Flieger, zugleich aber auch zur Sicherung ihrer eigenen Anlagen, ist der Wasserturm der Großfunkstelle Kootwijk /Holland/ als Leuchtturm ausgebaut worden. Er ist ebenfalls mit Scheinwerfern ausgerüstet. Auch im Flughafen Hamburg-Fuhlsbüttel ist in diesem Jahr ein neu erbautes Blinkfeuer in Betrieb genommen worden. Es besitzt 96 Lampen in Reflektoren von je 50 Hefnerkerzen. Die Hälfte der Lampenzahl ist stets nach jeder Richtung sichtbar. Die Reichweite beträgt 60 bis 80 Kilometer. Damit dieses Fliegerleuchttfeuer nicht mit Seezeichen verwechselt werden kann, werden Lichtblitze, entsprechend dem Morsebuchstaben H (- - - - -), ausgesandt. ◊ Zur Herstellung *chiffrierter Mitteilungen* ist ein schreibmaschinenartig konstruiertes Gerät gebaut worden. Der Schreiber bedient eine gewöhnliche Schreibmaschinentastatur, die Maschine aber druckt in variierbarer Weise andere Buchstaben, Zeichen und Intervalle; die Maschine gestattet es mehrere Milliarden Schlüssel einzustellen, die sich auch während des Schreibens selbst automatisch verstellen. Diese Verstellung geschieht durch Ziehen von Registern. ◊ In diesem Jahr feiert der *Schnellpressendruck* sein 100-jähriges Jubiläum. Seit 50 Jahren drucken wir mit Rotationsmaschinen. Der erfolgreiche Förderer der Druckereimaschinen war Friedrich König, damals in Oberzell bei Würzburg. ◊ Auch der *Lokomotivenbau* kann auf seine 100jährige Tätigkeit zurückblicken. Im August 1823 hatte George Stephenson in Newcastle die erste Lokomotivfabrik errichtet. ◊ Die im Jahr 1873 gegründeten *Schuckertwerke* in Nürnberg, die jetzt einen Teilbestandteil der Siemens-Schuckert-Werke bilden, feiern in diesem Jahr ihr 50jähriges Jubiläum. ◊ Der Privatdozent für Wasserwirtschaft an der Technischen Hochschule Karlsruhe *Adolf Ludin* wurde ordentlicher Professor an der Technischen Hochschule Berlin. Ludin arbeitete viele Jahre im badischen Staatsaudienst, zuletzt bei der Oberdirektion des Wasser- und Straßenbaus in Karlsruhe. Für seine vergleichende technisch-wirtschaftliche Darstellung neuerer Anlagen zur Ausnutzung der Wasserkräfte erhielt er den Preis der Akademie des Bauwesens in Berlin.